

# Prälat Winterer

von

H. Getty

Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung



Mülhausen  
Druck der Oberess. Verlagsanstalt N.-G.  
1912

B.21

Bibliothèque Alsatique et Généalogique  
André GANTER 68790 Morschwiller le Bas  
Num. entrée :                      date :  
B I O G R A P H I E S  
\*\*\*\*\*

3065

Centre Départemental de Recherche  
sur l'Histoire des Familles

N° 1 9 4 8

(A8)



# Prälat Winterer

von

H. Cetty

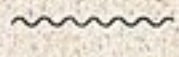


Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung



Mülhausen  
Druck der Oberels. Verlagsanstalt A.-G.  
1912

# Inhaltsverzeichnis



<b>Vorwort</b> . . . . .	3
1. Kapitel: <b>Der Ruf von Oben</b> . . . . .	5
2. Kapitel: <b>St. Leodegar in Gebweiler</b> . . . . .	15
3. Kapitel: <b>St. Stefan</b> . . . . .	27
4. Kapitel: <b>Gegen den Feind</b> . . . . .	55
5. Kapitel: <b>Winterer als Schriftsteller</b> . . . . .	71
6. Kapitel: <b>Winterer als Politiker</b> . . . . .	97
7. Kapitel: <b>Licht und Schatten</b> . . . . .	117
8. Kapitel: <b>Der Lebensabend</b> . . . . .	133



## Prälat Winterer

---

Am 30. Oktober 1911 starb in St. Peter bei Epfig Prälat Winterer, Pfarrer der St. Stefanskirche in Mühlhausen, weit von seiner Pfarrei, die er 40 Jahre lang durch frommes Gebet und mühevollen Arbeit befruchtet hatte. Der unermüdlige Arbeiter im Weinberge des Herrn hatte zum ersten Male einige Tage der Erholung gesucht, und dem Herrn hat es gefallen, ihm die ewige Ruhe zu geben. So zu sterben ist ein Lohn, den Gott seinen ausgewählten Seelen gibt. Prälat Winterer gehörte zu diesen bevorzugten Seelen. Er war der Stolz und der Ruhm der Kirche und des Heimatlandes. Mit gleicher Treue und Hingabe hat er sich in den Dienst beider gestellt, in den Dienst der Kirche mit allen Liebesfasern einer echt priesterlichen Seele, in den Dienst des Heimatlandes mit kindlicher Liebe und Ergebenheit, wie ein wackerer Soldat ohne Furcht und Tadel. Pietät und Pflicht gebieten es uns, dies unsern Freunden zu erzählen. Für alle wird das Leben dieses Mannes manchen Trost und manche Aufmunterung bringen.

H. Getty



## Erstes Kapitel

---

### Der Ruf von Oben

Gott ordnet und leitet alles mit Weisheit und Liebe. Mit mütterlicher Zärtlichkeit läßt sich die Vorsehung zu jeder Seele herab und führt sie ihrem Ziele zu. Geburtsort und Kindheit, Familienüberlieferungen, Heimatlust und Natur, alles hat seine Bedeutung, alles ist an seinem Platze, alles kommt zu seiner Zeit. Dadurch wird eben das vorbereitet, was die Kirche so schön die Berufung der christlichen Seele nennt.

Dieser Gott der Güte hatte mit Wohlgefallen herabgesehen auf das Kind, welches am 29. Februar 1832 in Obersulzbach das Licht der Welt erblickte und in dem Taufbuche unter dem Namen *L a n d o l i n W i n t e r e r* eingetragen wurde. Die Mutter war eine Frau so recht nach dem Herzen Gottes, voll der Güte gegen ihren Gatten, die sich für ihre Kinder aufopferte und nur ihren Pflichten lebte. Die Mutterschaft war für sie keine Last und keine Bürde, sondern eine Ehre und Gnade des Allerhöchsten. Die kinderreichen Familien sind ja die glücklichsten. In der Mutterkrone, die ihr Haupt schmückte, sollte Landolin eine Perle von besonderem Glanze werden. Der Vater war der Mutter ebenbürtig.

Sein Fleiß, seine Arbeitsamkeit und sein Gewerbe führten die Familie zu einem kleinen Wohlstande. Mehrere Webstühle, die in dem Hause aufgestellt waren, brachten Arbeit genug, und Segen war der Mühe Preis. Der Geist der Sparsamkeit mehrte noch den Gewinn, und darum waren auch gewisse ehrgeizige Pläne wohl berechtigt, die die Eltern im Stillen für die Zukunft ihrer Kinder hegten, die auf dem Bergeshügel gesund und munter heranwuchsen.

Dieser Ehrgeiz war umsomehr berechtigt, als Oberfulzbach ganz in der Nähe von Lachapelle gelegen war. Das kleine Seminar von Lachapelle mit seinem Wahlspruch: religioni et artibus (für Religion und Wissenschaften) war bestimmt zur Aufnahme begabter Jünglinge, um sie durch gute Erziehung und Bildung und durch Pflege einer gesunden Frömmigkeit für das Priestertum oder für eine weltliche Laufbahn vorzubereiten.

Das bischöfliche Seminar wurde im Jahre 1818 von Birgß gegründet und hatte von 1822—1830 unter der Leitung Lienhart's wegen der größten finanziellen Verwirrung schwere Stunden der Bangigkeit und Sorgen erlebt. Armut und Not klopfen mehr als einmal an seinen Pforten an. Jedoch an Charakterstärke und Vertrauen fehlte es nicht; man konnte dulden und bessere Zeiten erwarten. Schon im Jahre 1824 wurde das Seminar vom Präsketen von Belfort den Bürgermeistern des Departements empfohlen. „Das interessante bischöfliche Seminar“, schrieb er, „ist wie durch Zauber in unserer Mitte erstanden. Mitten in einer fruchtbaren Ebene ge-



legen, atmet man dort die reinste Luft; ein kleiner Bach bewässert diese reizende Landschaft, die umsäumt ist von Anhöhen und Wäldern. Amphitheatralisch steigen die Hügel hinan zu den malerischen Gipfeln der Vogesen, im Hintergrund die Alpen, auf deren Gipfel der Schnee schimmert."

Ein halbes Jahrhundert lang war das kleine Seminar eine Stätte der Wissenschaft und Frömmigkeit für viele unserer elsässischen Familien. Zahlreiche berühmte Männer sind daraus hervorgegangen, Priester, Professoren, Schriftsteller, Offiziere. Später, am Tage der grausamen Lostrennung des Elsasses von Frankreich, verpflanzte das Collège libre von Colmar dorthin seine Heimstätte mit seinen ehrenvollen Ueberlieferungen, seinem Schaffensgeist, seinem angestammten Erbteil der edelsten und heiligsten Tugenden. In dem goldenen Buch der Anstalt von Lachapelle nimmt auch der Name Winterer einen Ehrenplatz ein.

Der junge Landolin vernahm in sich mit dem ersten Erwachen seiner Seele den geheimnisvollen Zug des Herzens zum Dienste des Herrn und seiner Kirche. Der Himmel wollte die Mutter schon auf Erden belohnen und ihr einen Sohn als Priester schenken. Oberjulzbach ist von Lachapelle nicht weit entfernt. Der Auserkorene des Herrn ging dorthin, um dort seine Vorstudien zu machen. Damals schreckte man nicht davor zurück, weite Wege zu Fuß zu machen, den Unbilden der Witterung zu trotzen, Opfer zu bringen. Jeden Morgen verließ der wißbegierige Schüler sein Heimatsdorf, begleitet von dem Segen seiner Mutter; jeden Abend kehrte er heim mit

neuen Kenntnissen bereichert, bereit, am andern Tage sich der gleichen Arbeit zu unterziehen. Mit dem Schulranzen auf dem Rücken lernte man die griechischen Stammwörter und klassischen Sprachen, man verarbeitete seine Lektion auf dem Wege zur Schule. Nur ein Wunsch befeelte den jungen Studenten, die Achtung und Liebe seiner Lehrer sich zu erringen.

Diese Lehrer sind bekannt. Eine große Anzahl unter ihnen stehen noch heute lebhaft vor unseren Augen als Männer von ernstem Pflichtgefühl und unerreichbarer Berufstreue. Bernhardt dozierte Philosophie, Marula Beredsamkeit, Baepfel verstand es für die Literatur Begeisterung zu erwecken, Blank führte seine Schüler in die Mathematik ein; sie alle waren Männer ihres Berufes, den sie 15, 24, 40, 44 Jahre ausübten, einzig und allein besorgt um das Wohl der von den Familien ihnen anvertrauten Schüler. Landolin Winterer entsprach auch dieser liebevollen Sorge seiner Lehrer mit täglich wachsendem Eifer. Man bewunderte an ihm eine leichte Auffassungsgabe, ein wunderbares Gedächtnis, seltene Charakterstärke und Arbeitskraft. Marula hatte ihn lieb gewonnen, er hatte sozusagen den Stempel seines eigenen Ichs ihm in die Seele gedrückt, er ahnte eben die Absichten Gottes mit ihm. Winterer hat stets eine pietätvolle Erkenntlichkeit zu diesem Lehrer bewahrt, der mit soviel Geschicklichkeit die Herzen nach Oben zu lenken verstand. In Gesellschaft solcher Lehrer strebte man immer höher hinauf, um sich zu erheben zu den sonnigen Höhen der Schönheit und Wahrheit. Von Jahr zu Jahr erweiterte sich der geistige

Gesichtskreis, und als die Stunde schlug, die liebe Stätte zu verlassen, galt es nur eins, nach Straßburg zu gehen und dort den Beweis zu liefern, daß der Wahlspruch: „Der Religion und den Wissenschaften“, der Ausdruck einer lebendigen Wirklichkeit war.

Landolin Winterer wurde nach seinem Austritt aus Lachapelle zum bachelier gekrönt. Es war nicht Brauch in den Seminaren, für die öffentlichen höheren Prüfungen vorzubereiten. Das kleine Seminar war vor allen Dingen die Pflanzschule des Priestertums; man verließ die Anstalt und trat ins große Seminar ein, um dort in der nämlichen geistigen Atmosphäre zu leben, die gleichen Ideale zu pflegen, dem nämlichen Geist des Gehorsams zu dienen. Der glückliche bachelier zögerte aber trotz seines glänzend bestandenen Examen keinen Augenblick. Er verstand es, die Gabe Gottes zu schätzen und hatte nur einen Ehrgeiz, die Stufen des Heiligtums emporzuschreiten, um sich den durch Christi Blut erkauf-ten Seelen ganz zu weihen.

Im Seminar wollte Gott ihn läutern und seine Seele festigen im Schmelztiegel der Leiden. Monatelang wurde er durch eine tückische Krankheit gezwungen, seine Studien zu unterbrechen, für welche seine nach der göttlichen Wissenschaft dürstende Seele sich so sehr begeistert hatte. Ja, sein Leben schien in Gefahr. Er empfing die hl. Wegzehrung und war bereit, dem Rufe Gottes zu folgen. Dieser Ruf erging an ihn aber erst 60 Jahre später. Die menschlichen Voraussetzungen wurden vereitelt, und es ward ihm vergönnt, der Kirche und dem Vaterlande mit einer eisernen Gesundheit, mit unver-

gleichlicher Energie und unablässiger Arbeit zu dienen. Die Erinnerung an diese Krankheit war ihm lieb und teuer. Er hatte im großen Seminar ein Stück seines Lebens gelassen.

Am 20. Dezember des Jahres 1856, wenige Tage vor Weihnachten, wurde Winterer zum Priester geweiht, und mit dieser hl. Weihe stieg herab in seine Seele der Strom der Segnungen, der seine Quellen im Himmel hat. B i t s c h w e i l e r bei Thann sollte die Erstlingsfrüchte seines Priesteramtes ernten. Als Vikar des kleinen Industriestädtchens beginnt er, seinem Priesterleben die ganze spätere Richtung zu geben. Der Eifer für das Gotteshaus verzehrte ihn. Auf der Kanzel sprudelten aus seinem Munde Worte der Wahrheit und Liebe; im Beichtstuhl sprach er Worte mitleidsvoller Bärtlichkeit und unaussprechlicher Herablassung. Das sind die zwei markantesten Züge in der Person Christi. Gott will diese auch an seinen Dienern sehen; denn so sagt der hl. Ambrosius: „Ohne Glaubenseifer keine Liebe.“

Dieser Eifer nahm noch zu, diese Liebe loderte noch heller auf. Mit Beginn des Jahres 1861 finden wir Winterer in C o l m a r als Vikar an St. Martin. Die Stadt Colmar, in deren Mitte sich das schöne Münster, das glorreiche Wahrzeichen des Glaubenslebens vergangener Jahrhunderte erhebt, ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Sie trägt an sich ein besonderes Gepräge, etwas ganz Eigentümliches, das gefällt, das man weder in Straßburg noch in Mülhausen findet. Zufriedenheit und Glück finden sich in den Familien, dabei eine gewisse Wohlhabenheit, wodurch die Familienüberlieferungen

erhalten und die Uebung von Religion und Tugend erleichtert werden. In solcher Mitte ist das Arbeitsfeld fruchtbar und auch trostreich. Winterer hat es an sich erfahren. Gern pflegte er später zu sagen, daß die Jahre, die er in Colmar zugebracht, zu den schönsten seines Lebens zählen. Er war der beliebte Kanzelredner, der gesuchte Ratgeber der frommen Seelen, der Freund der Armen und Nothleidenden. Seine Beredsamkeit wurde immer fesselnder, seine Seelenleitung immer sicherer, seine Mildthätigkeit größer. Er predigte oft, brachte viele Stunden im Beichtstuhle zu und ließ sich durch manche Bittsteller täuschen, die seine allzu leichtgläubige Güte mißbrauchten. Mit solchen Eigenschaften wird man leicht populär. Diese Popularität war eine wahre, sie war nicht ausschließend, aber auch nicht einseitig. Reich und Arm, Arbeiter und Arbeitgeber, die Frau des Volkes wie die vornehme Dame schätzten ihn in gleicher Weise und wußten seine Tugenden zu würdigen, deren Strahlen unbewußt in ihre Seelen drangen.

Ein besonderer Umstand trug dazu bei, diese Eigenschaften in ein helleres Licht zu setzen. Pastor Schaeffer liebte es ganz besonders, die Wahrheiten unseres Glaubens zu schmähcn. In einer Broschüre „Ein katholischer Prediger im 15. Jahrhundert“, hatte er, mit demselben Mißerfolg, wie viele andere, es versucht, Geiler von Kaysersberg als einen Vorläufer der Reformation darzustellen. Winterer unternahm es, den Gottesmann und die heilige Sache, der er hatte dienen wollen, zu verteidigen. Der Streit nahm eine ungeahnte Ausdehnung an, ganz geeignet, die öffentliche Meinung in Spannung

zu halten. Zwei Kämpen waren auf den Kampfplatz hinabgestiegen mit ihren selbstgewählten Waffen: auf der einen Seite böswillige Unterschiebung, auf der andern begründete Tatsachen; hier die wahre, unverfälschte Geschichte, bei der die Menschen und Tatsachen sprechen, dort das System der Voreingenommenheit, in das man die Tatsachen hineinzwängen will.

Pastor Schäffer findet an Geiler nur noch 3 katholische Ueberreste: das Kreuzzeichen, das Weihwasser und die Besessenheit durch den Teufel. Er verdächtigt die Lehre des Kanzelredners inbezug auf das Verdienst bei den guten Werken, inbezug auf die Unfehlbarkeit der Kirche; er erlaubt sich zu schreiben: „Wie Moses, so lebte auch Geiler lange genug, um das Land der Verheißung zu schauen, aber nicht lange genug, um in dasselbe einzuziehen.“ Der junge Vikar folgte dem Pastor Schritt für Schritt in seiner Schmähchrift und zeigte ihn der Unwissenheit, Lüge, Intoleranz und Unehrllichkeit. Er schrieb unter anderm: „Ohne einem langen der Kirche geweihten Leben Rechnung zu tragen, reißt der Pastor aus den Werken Geilers (etwa 20 Infolobänden) hier irgend eine Uebertreibung, dort einen wenig genauen Satz, hier eine höhnische Bemerkung, dort eine ungestüme Laune aus dem Zusammenhang heraus und schreibt dann ohne zu erröten: „Das ist Geiler, der Reformator!“ Wenn es mir einfiele, aus den Schriften Schäffers Auszüge zu machen, da eine nicht ganz maßvolle Zeile, dort einen Sprudel feiner Beredsamkeit zusammenstellte; wenn ich so aus dem ultraprottestantischen Schäffer einen ultramontanen Schäffer machen würde,

ich würde Herrn Schäffer selbst in Staunen setzen, ebenso Colmar und Hagenau."

Und mit unaussprechlichen Gefühlen des Ekels erfüllt setzte Winterer hinzu: „Man verspritzt den letzten Tropfen feiner Tinte, um eine Catharina Bora oder eine Frau Matthäus Zell zu verherrlichen und man glaubt sich um Jesus Christus wohl verdient gemacht zu haben, wenn man seine heilige Mutter beschmutzt und beschimpft.“ Die Wahrheit trug den Sieg davon. Der Pastor war geschlagen und bloßgestellt, — man ist es ja von dieser Seite nicht anders gewohnt — daß er Irrtümer und Anklagen zusammengestellt hatte, die schon längst für widerlegt galten.

Siegreich zog sich Winterer vom Kampfplatze zurück, froh und glücklich, der Kirche gedient, die Wahrheit verteidigt zu haben. Nicht sobald gedachte er auf den Kampfplatz zurückzukehren. Am 29. März 1866 wurde Winterer zum Administrator der großen Pfarrei Gebweiler ernannt, deren Pfarrer Dietrich gestorben war. Der Bischof von Straßburg hatte oft bei seinen bischöflichen Visitationsreisen den Wunsch ausgedrückt, St. Leodegar zu einer selbstständigen Pfarrkirche zu machen. Er hatte sogar die ersten Verhandlungen darüber angeknüpft, und die Regierung zeigte sich dem Plane gegenüber wohlwollend. Der Augenblick der That schien nun gekommen. Jetzt hieß es vorangehen, den geeigneten Mann finden, um dem Zustande ein Ende zu machen, wodurch das religiöse Bedürfnis von Tausenden von Katholiken geschädigt wurde. Es gab in der Frage nur eine

Lösung, die Errichtung einer zweiten Pfarrei. Die Wahl des Oberhirten fiel auf Winterer, den jungen Bisar von Colmar, der damals kaum 10 Priesterjahre zählte. Doch der Mangel an Lebensjahren war reich ersetzt durch die Fülle der Weisheit.

Winterer verließ Colmar nur ungern, reich an Erinnerungen, arm an Barmitteln. Man mußte sich an gute Freunde wenden, um die notwendigsten Mittel zur Einrichtung eines Haushaltes für das Pfarrhaus zu finden. Aber Gott verläßt die Seinen nicht.

Die Amtsführung in Gebweiler erschien schwierig. Es galt nachzufolgen einem Lecoeur in seiner liebevollen Leitung der Seelen, einem Schneider in seiner weisen und väterlichen Amtsführung, einem Dietrich, dem volkstümlichen Prediger. Winterer war berufen, sie zu ersetzen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen und eines der schönsten Kunstdenkmäler Altelfasses wiederherzustellen. Die Aufgabe war schwer und langwierig, aber mit dem schönsten Erfolge gekrönt.

Nicht ohne berechtigten Stolz führen heute die Pfarrkinder der Oberstadt den Fremden in ihre Kirche. Alles ist darin geschmackvoll, alles legt beredtes Zeugnis ab für die Priester, die das Heiligtum wiederhergestellt, für die Gläubigen, welche dazu durch ihre milden Gaben verholfen haben. Die St. Leodegariuskirche ist wieder ihrer Vergangenheit würdig.

~~~~~





## Zweites Kapitel

### St. Leodegar in Helmweiler

Diese Vergangenheit umfaßt Jahrhunderte, ihre Geschichte ist zugleich die religiöse und politische Geschichte der Kirche und des Heimatlands. Der Ursprung der Pfarrei St. Leodegar geht hinauf bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Damals wurde die Kirche gebaut. Hervorragenden Anteil an dem Bau der Kirche und der Gründung der Pfarrei hatte die Abtei Murbach, deren Schenkungen und Privilegien an die Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert immer reichlicher flossen. Die Päpste waren auch dem Kloster wohlgesinnt, sie bestätigten verschiedentlich die Rechte des Klosters und der Pfarrei.

An traurigen Ereignissen ist die Chronik der Kirche reich. Die in der Kirche aufgehängten Leibern erinnern an die wunderbare Rettung der Stadt aus den Händen der Armagnaken. Der 14. Februar 1445 bleibt in der Geschichte eingegraben wie in Erz und Marmorstein.

1452 drohten die beiden Türme der Fassade einzustürzen. Massive Strebepfeiler wurden gebaut, die den drohenden Einsturz aufhalten sollten. Die Türme gewan-

nen zwar an Festigkeit, verloren aber an Anmut und Zierlichkeit. Das dauerte so bis zum Jahre 1869.

Die Anfänge der Reformationsbewegung machten sich auch in Gebweiler fühlbar. Man suchte die Grundlagen des Glaubens zu erschüttern. Der Magistrat der Stadt verordnete i. J. 1523: „Beim Glockenzeichen am Mittag sollen sich alle auf die Knie werfen und Gott bitten, die Stadt zu bewahren vor allem Unheil, besonders vor dem Einfall des Luthertums.“

Die Pest suchte zu wiederholten Malen die Stadt heim und forderte 20 bis 30 Opfer täglich. Magistrat und Zünfte machten deshalb für ewige Zeiten das Gelübde, die Feste des hl. Sebastianus und Mariä Opferung feierlich zu begehen.

Vor der großen Revolution besuchte Grandidier\*) die Kirche und beschreibt sie in seinen Werken in ihren kleinsten Einzelheiten. In der Pfarrei wirkten beim Ausbruch der Revolution ein Pfarrer und ein Kaplan. Das frühere Pfarrhaus ist heute das Hotel zur goldenen Kanone und die „Pfarrgasse“ erinnert noch heute daran, daß sich dort die Kaplanswohnung befand. Die Abbés Burgunder und d'Agrefeuille ließen ein unrühmliches Andenken in der Stadt zurück. Nach Wiederherstellung des katholischen Kultus wurde die Pfarrei, die schon Jahrhunderte bestanden hatte, nach der neuen Kollegiatkirche Unserer Lieben Frau verlegt. Dorthin mußten auch die Glocken, die Kanzel, die Altäre und das Mobiliar von St. Leodegar wandern. Die Kirche war verödet und

---

\*) ein elsässischer Historiker (1752—1787).

verlassen und drohte bedauerlicherweise bald gänzlich zu verfallen. Eine Zeitlang ging das Gerede, daraus einen protestantischen Tempel zu machen. Doch Bürgermeister Stoll, der später Benediktiner in Einsiedeln wurde, konnte noch rechtzeitig den herben Schlag abwenden.

Die Abbés Aringer und Akenhofer gaben sich alle Mühe, daß der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte aufhören sollte. 1831 wurde die hl. Messe wieder in der Kirche gefeiert. Mit Pfarrer Dietrich beginnt das Werk der Renovierung. Die Seele der ganzen Bewegung wurden zwei Männer, Viktor Weckerlin und Abbé Braun; ersterer leitete die Wiederherstellung und Verschönerung der Kirche, letzterer machte sich die Errichtung der neuen Pfarrei zur Lebensaufgabe.

Hektiger Widerstand erhob sich darüber in der Stadt. Man wagte es nicht in Abrede zu stellen, daß die Zahl der Seelsorgsgeistlichen zu klein war, noch auch das Bedürfnis einer zweiten Pfarrei zu bestreiten. Man legte vielmehr Gewicht auf Nebensachen, Detailfragen, selbstverständlich mit dem Hintergedanken, eine endgültige Lösung der Frage zu hintertreiben. Abbé Braun ging den Fäden dieser Opposition nach, er kannte die geheimen Einflüsse des Widerstandes und die Ursachen, die man nicht offen einzugestehen wagte. Offen trat er auf den Kampfplatz und wollte die Interessen der Armen und Arbeiter in die Hand nehmen. Deshalb veröffentlichte er eine deutsche Broschüre: „Warum verlangt die Oberstadt eine Pfarrei?“ Es war dies, wie er selbst sagte, ein ernstes Wort in einer wichtigen Sache.

Ist die Errichtung einer zweiten Pfarrei etwas ganz

Neues? Nein, antwortete er, bevor St. Leodegar existierte, hatte Gebweiler schon zwei Heiligtümer, in denen der Gottesdienst gefeiert wurde. Es waren dies die Kapellen zum hl. Michael und zum hl. Nikolaus, wohin die Katholiken zum Gebete pilgerten. Später, um sich gegen allzu häufige Ueberfälle zu schützen, mußten die Katholiken weiter ins Thal hinunter gehen. Die schöne St. Leodegarikirche wurde dann erbaut und sie wurde alsbald der Mittelpunkt einer neuen Stadt. Aber schon im 13. Jahrhundert war die Kirche zu klein; die Stadt hatte sich rasch entwickelt, und schon im Jahre 1312 wurde der Grundstein zu einer neuen und größeren Kirche gelegt. Zur selben Zeit ließen sich die Dominikaner in der Stadt nieder. Die neue Kirche wurde zu einer Pfarrkirche, wo gepredigt und die hl. Sakramente gespendet wurden.

Der Revolutionssturm verjagte die Mönche und raubte ihre Güter. Nach dem Sturm verzichtete die Oberstadt großmütig auf ihre Titel und Rechte, St. Leodegar lieferte ihre Schätze und Messgewänder aus, die Kollegiatkirche der Fürstäbte von Murbach trat das Erbe von St. Leodegar und den Dominikanern an.

Seither ist durch den industriellen Aufschwung Gebweiler eine der volkreichsten Städte des Oberelsasses geworden. Aber trotz der Bevölkerungszunahme ist die Zahl der Seelsorgsgeistlichen erst um einen Vikar vermehrt worden. Wie kann so das religiöse Bedürfnis von 11 000 Katholiken befriedigt werden! Wie ist es möglich bei jährlich 452 Taufen, 317 Begräbnissen, 25 000 Kommunionen, daß man mit der notwendigen Sorgfalt 200 Erstkommunikanten vorbereitet und den

über 1000 Kindern des großen Unterrichts nachgehen kann! Kann der Pfarrer noch sagen: „Ich kenne die Meinigen, und die Meinigen kennen mich“? Durchaus nicht! Man darf sich also nicht darüber wundern, daß der Bischof deswegen in Unterhandlung mit der Regierung getreten ist. Die Oberstadt hat begreiflicherweise diese Schritte ihres Oberhirten aufs lebhafteste begrüßt und ihm eine Dankeshuldigung übersandt. Berechtigt war darum auch die Bittschrift der Oberstadt an den Gemeinderat. Man erwartete auch, daß der Gemeinderat dieses Schreiben ernsthaft beraten würde. „Eine so günstige Gelegenheit wie jetzt würde sich nicht mehr bieten. Es ist auch Ehrensache der Stadt; die öffentliche Meinung, die religiösen Interessen unserer Stadt verlangen es gebieterisch.“

Man wende nicht ein, durch Anstellung von mehr Vikaren werde dasselbe Resultat erreicht! Nein! Sonst hat man einen ganz falschen und unvollständigen Begriff eines Pfarrers. Die Tätigkeit eines Pfarrers ist nicht erschöpft mit Predigen, Taufen, Begräbnissen und Aemter singen. Der wahre gute Hirte gehört ganz seiner Herde, den Kleinen und Großen, zu jeder Stunde und in allen Umständen des Lebens. Er hat zu wachen über das Seelenheil Aller, er ist der Hüter des Glaubens, er muß warnen bei drohender Gefahr, er muß geißeln das Laster. Er soll die Kranken besuchen, die Betrübten trösten, die Sünder befehren. Alles dies ist unmöglich in einer so ausgedehnten Pfarrei wie Gebweiler. Nur allzu oft muß er sich darauf beschränken, wie von einem erhabenen Throne aus den Lauf der Dinge zu über-

schauen, er ist Hirte bloß dem Namen nach, „il règne mais il ne gouverne pas.“

Man rede auch nicht von Parteigeist, Rivalität, Eifersüchteleien! Ja, wäre es denn tadelnswert, wenn die beiden Pfarreien unter einander wetteiferten für den feierlichen Gottesdienst, für die Schönheit und den Schmuck des Gotteshauses, für die Erhabenheit und Würde des Kirchengesanges? Die St. Leodegarikirche, eine der ältesten unseres Elsasses, muß in Trümmer fallen, einzig und allein weil sie nicht Pfarrkirche ist. Wenn ein Fremder unsere Stadt besucht, muß er unwillkürlich sagen: Wie herrlich ist doch dieses Denkmal romantischer Kunst, schade nur, daß es herrenlos ist. Die Renovierung ist notwendig, und nur ein Pfarrer kann sie glücklich zu Ende führen. Ja aber, wer will die einmaligen und laufenden Ausgaben bezahlen! Man rede doch nicht so!

Was soll die Stadt bezahlen? Eine passende Wohnung herrichten für einen Pfarrer und zwei Vikare. Würde ein Vikar weniger in der Unterstadt und einer dafür in der Oberstadt angestellt, hätte man einzig und allein die Kosten für den Unterhalt eines Vikars mehr zu zahlen, da ja der Pfarrer sein Gehalt aus der Staatskasse bezieht. Und nun soll die ganze Schwierigkeit am Kostenpunkte scheitern? Eine Stadt wie Gebweiler mit einem Budget von 145 000 Franken Einnahmen und 132 000 Franken Ausgaben soll eine solche Ausgabe nicht leisten können? Die Stadt Gebweiler wäre nicht im Stande eine Pfarrwohnung zu mieten?

Die Sache war gewonnen. Am 14. August 1866 genehmigte der Gemeinderat die Errichtung der neuen

Pfarrei mit 18 gegen 5 Stimmen. Abbé Wezel, Pfarrer von Rixheim, wurde im November zum Pfarrer der Liebfrauenkirche ernannt, und am Tag des Kirchweihfestes wurde der erste Pfarrgottesdienst in St. Leodegar gehalten. Die amtliche Verfügung betreffend die Errichtung der Pfarrei erschien erst am 19. Juni 1867. Große Freude herrschte darüber in der Pfarrei.

Winterer konnte endlich hier seine ganze segensreiche Tätigkeit entfalten in der Erneuerung des Hauses Gottes und in dem Heiligtum der Seelen. An seiner Seite wirkten zwei Männer in heiligem Wetteifer und edler Aufopferung, B. Weckerlin, der bescheidene und uneigennützigste Künstler, und Abbé Braun, der Sängere des Blumentales. Nach einander wurden die Seitenaltäre, die Chorgemälde, der Taufstein, die Kommunionbank, die Glasmalereien und die Glocken angeschafft. Manches Fest konnten so die Gläubigen feiern und auch nach und nach ihr Schärfelein beitragen.

Mit der inneren Ausschmückung ging gleichzeitig auch die äußere Renovierung. Der Minister der schönen Künste bewilligte zunächst eine Unterstützung von 9000 Franken, dann 10 000 Franken durch Vermittlung von Emil Keller, Abgeordneten für Gebweiler, und schließlich bewilligte der Kultusminister noch 2000 Franken. Die Renovierung der Türme und Fassade dauerte 3 Jahre, von 1868 bis 1870; das Dach, das entsetzlich geschmacklos war, wurde entfernt und durch ein anderes ersetzt, und die Fassade in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt. Schon schickte sich der Pfarrer wie einst Esdras an, die Weihe des neu aus den Trümmern er-

standenen Heiligtums feierlichst zu begehen, da erklangen Trauerklänge in unserm Heimatland, und es kamen traurige Zeiten, „wie damals als die Kirchenväter die heiligen Gefäße verkauften, um die Hungrigen zu speisen und die Nackten zu bekleiden“. So schrieb damals der Pfarrer von St. Leodegar in die Annalen der Pfarrei. Er betrat jetzt den Leidensweg, den Blick auf das Kreuz geheftet, mit Tränen in den Augen über den Fall und das Unglück Jerusalems.

Am 21. Oktober ward Gebweiler vom Feinde besetzt nach einem Kampfe, der zahlreiche Opfer gefordert hatte. Ueberall verbreitete sich Furcht und Schrecken. Ein Jäger aus Bergholz sollte erschossen werden; doch der Priester, der gerufen ward, ihn auf den Tod vorzubereiten, konnte ihn noch retten. Es verbreitete sich überall die Kunde von der grausamen Todesstrafe der Geberschweirer Freischärler, die schmachvolle Mißhandlung der 10 Geiseln aus Gebweiler, die ungerechten Plackereien gewisser Offiziere. Ganze Familien trauerten. Tausend junge Soldaten von Gebweiler kämpften unter den Fahnen Frankreichs, und fast keine Nachricht von ihnen kam nach Hause, außer von Zeit zu Zeit eine Unglücksbotschaft. Um das Maß der Leiden voll zu machen, brachen die Plattern mit unerhörter Hestigkeit aus. In der Oberstadt gab es Hunderte von Kranken, von denen 40 starben. Die Stadt war in höchster Trauer, in größter Bestürzung. Winterer und seine Vikare entfalteten eine wunderbare Tätigkeit, sie suchten zu trösten, das Vertrauen zu heben und verteilten mit vollen Händen das Brot der Nächstenliebe.



Die Noth und das Elend lastete schwer auf den Arbeiterfamilien. Arbeitslosigkeit in den Fabriken, kein Verdienst, und dies Monate lang; das waren für den Seelsorger neue Schmerzen aber auch ein neues Arbeitsfeld der Liebe. Im brüderlichen Wettstreit und mit vereinten Kräften arbeiteten Hand in Hand miteinander das Armenamt, das Werk zur Unterstützung der Soldatenfamilien, das Waisenhaus der Niederbronner Schwestern und der St. Vinzenzverein zur Unterstützung so vieler Unglücklicher. Jeden Tag wurden 5 Monate lang auf Anregung des Pfarrherrn von St. Leodegar 300 Portionen Suppe in seiner Pfarrei ausgeteilt. Auch die Schwestern vom göttlichen Erlöser gingen als Engel der Barmherzigkeit überall hin, wo Kinder nach Brod riefen, wo Kranke seufzten, wo ganze Familien weinten. Alle riefen zum Himmel um Erbarmen, daß endlich die Morgenröthe eines neuen Tages anbrechen sollte.

Frankreich war besiegt und niedergedrungen. Demüthig hatte es die Forderungen des Siegers erfüllen müssen; das Elsaß wurde losgetrennt von seinem Vaterland, das den Sieg nicht hatte an seine Fahne heften können. Hoffnungsstrahlen kamen von Rom, der Vaterstadt der Christenheit, von der Person des Papstes Pius IX., dem Manne der Schmerzen. Der katholische Erdenrund feierte das 25-jährige Papstjubiläum seines vielgeliebten Oberhirten. Auch der Pfarrherr von St. Leodegar lud seine Pfarrkinder zu dieser Rundgebung kindlicher Liebe ein. Eine Woche lang drängte sich jeden Abend Kopf an Kopf das Volk in der Kirche, die zu klein war, alle zu fassen. Begeistert war das Wort des Seelenhirten, heiß die Ge-

bete des christlichen Volkes, hinreißend der Gesang der Gläubigen, reichlich die Segnungen des Heilandes. Alles dies trug mächtig dazu bei, die Herzen zu erheben und hinzuführen zu Gott, dem Herrscher der Herrscher. Und als am letzten Tage die Kirche in prächtigem Lichtermeere erstrahlte, wollte die Begeisterung kein Ende nehmen. Aus Tausenden von Kehlen ertönte der Ruf der Dankbarkeit und mit der Ehre Pius IX. pries das Volk die unüberwindlichen Hoffnungen des Volkes Gottes.

Noch hallte das Echo wieder einige Tage später, am 23. Juni, als Bischof Racz seinen Einzug in die St. Leodegarikirche hielt, um 640 Kindern das Sakrament der Firmung zu spenden. Das Antlitz des Bischofs strahlte vor Freude, war er doch der Vater der neuen Pfarrei. Vor sich sah er eine dicht gedrängte Menge frommer Gläubiger, die sich um den Mann geschart hatte, den er auserwählt hatte. Altherwürdige Ueberlieferungen wurden wieder angeknüpft, das leider nur allzulange verödete Heiligtum war dem Kultus wiedergegeben, und in der großen und prächtigen Reihe der Kirchen und Kapellen, die unter der langen Regierung des Bischofs geweiht wurden, war die neu erstandene St. Leodegarikirche nicht die geringste. Beim Empfang des Bischofs am Eingang der Kirche konnte Winterer mit Recht hervorheben, daß seit einem Jahrhundert kein Bischof die Schwelle der altherwürdigen, 700-jährigen Kirche überschritten hatte.

Die Freude wäre gewiß nicht so groß gewesen, wenn man hätte ahnen können, daß die Pfarrei einige Wochen später ihren Seelenhirten verlieren sollte, der sich für sie ganz und gar hingegeben hatte. Am 14. August 1871

wurde Pfarrer Winterer zum Pfarrer von St. Stefan in Mülhausen ernannt, obwohl erst 39 Jahre alt. Hatte der Bischof schon die Wahl getroffen vor seiner Ankunft in Gebweiler, oder hatte der Bischof durch die Erfolge, deren Augenzeuge er war, auf ihn das Auge gerichtet oder erst recht die Wahl bestätigt, wir wissen dies nicht. Der Mann des Volkes, der geliebte Seelenhirte mußte sein Werk unvollendet verlassen, um den Samen auszustreuen auf viel größerm Felde. „Ich verlasse mit tiefem Schmerz die teure St. Leodegarikirche und die nicht minder teure Pfarrei, die ich habe errichten müssen. Ich bitte meinen Nachfolger um sein Gebet.“ (Annalen der Pfarrei.)

Er nahm mit sich nach Mülhausen die Liebe zur Kirche und zum Heimatland, bereit, die Kirche zu verteidigen gegen die Angriffe seiner Feinde und das Vaterland gegen die Eingriffe in seine Freiheiten. Pastor Schaeffer von Colmar hatte wieder die Kriegstrompete erschallen lassen. Mit Stolz und widerlicher Selbstüberhebung hatte er gerufen: „Non possumus“ (wir können nicht). In einer Broschüre von 35 Seiten versuchte er zu erklären, warum er sich nicht nach Rom zum Konzil begeben könne, und um dies zu sagen, redete er von Allem und Nichts, vom Muttergotteskult, von der Unfehlbarkeit des Papstes, vom Cölibat des Priesters, von den Prozessionen, der Messe und dem Fegfeuer, der Beicht, dem Lehramt der Kirche, der Inquisition, Dragonnaden und natürlich der Bartholomäusnacht.

Er wiederholte aber nur in einem viel unverschämteren und gehässigeren Tone die Verleumdungen, Unver-

frohenheiten und Irrtümer von früher, vom Jahre 1862. Er hatte noch nichts hinzugelernt, noch nichts vergessen, aber besonders auch noch nichts verloren von seiner Gehässigkeit gegen die Kirche. Die schuldige Antwort ließ nicht auf sich warten, sie fiel aus, wie die Schmutzschrift es verdiente, klar, bündig, treffend und mit Entrüstung geschrieben. Schickel in Colmar und Winterer in Gebweiler gaben dem Pastor die richtige Antwort. In der Revue catholique zeichnete Winterer auf einigen Seiten mit Meisterhand das Bild des Pastors. Er charakterisierte Schaeffer und sein nobler Ton, Schaeffer und seine Methode, Schaeffer und seine Auslegung der hl. Schrift, Schaeffer und seine Offenbarungen, Schaeffer und seine Beschwerden gegen die katholische Kirche, Schaeffer und die protestantische Einigkeit, Schaeffer und sein Urteil über die Völker, Schaeffer und seine Ansichten über die Zukunft. Nichts fehlte an diesem Porträt und die Schlußfolgerung ergab sich von selbst. Mit dem Cardinal Manning konnte Winterer die Kontroverse mit den Worten beschließen: „Zwei Dinge stehen vollkommen fest: einerseits der Protestantismus hat 300 Jahre gelebt und sich überlebt; wie so viele andere Irrlehren zerfällt er in sich und verschwindet. Andererseits ist der katholische Glaube in stetem Wachstum begriffen und verbreitet sich mit unaufhaltbarer Gewalt... Inmitten der Umwälzungen und Stürmen des Erdkreises steht die Kirche da in voller Kraft allen Völkern zum Zeugnisse, allen auch zum Heile als die „Arche des Neuen Bundes“. Diese Worte haben noch nichts an Wert und Bedeutung verloren, „die Wahrheit des Herrn dauert ewig.“



## Drittes Kapitel

---

### St. Stefan

Im August 1871 kam Winterer in die St. Stefanspfarrei von Mülhausen. Er begann seine Tätigkeit hier an einem Wendepunkt der politischen und religiösen Geschichte unseres Vaterlandes. Der Vertrag, welcher Elsaß-Lothringen von Frankreich losriß, war am 10. Mai 1871 unterzeichnet und am 18. von der Nationalversammlung bestätigt worden. Eine im höchsten Grade ungewisse Zukunft nahm mit diesem Tage für Elsaß-Lothringen ihren Anfang. Jede Etappe nach vorwärts sollte eine neue Station sein auf dem Leidensweg, den die Kirche und das Heimatland tränenden Auges gehen mußten.

In Mülhausen, ebenso wie in allen andern Städten hatte die Auswanderung nach Frankreich in erschreckendem Maße zugenommen. Die oberelsässische Industriestadt sank auf 52 000 Einwohner, die katholische Bevölkerung bis auf 43 448 Seelen herab. Die Lage war mißlich und gespannt, die politische Atmosphäre war immer mit Explosionsstoff geschwängert. Der geringste Schritt drohte verdächtig zu werden; das harmloseste

Wort konnte schlecht gedeutet werden; selbst das Schweigen war manchmal gefahrvoll. Noch mehr, Winterer war der Nachfolger dreier Pfarrer, die wegen verschiedener Eigenschaften eine ungeheure Popularität genossen hatten, Pfarrer Luz durch seine unbeugsame Energie, Pfarrer Uhlmann durch seinen unvergleichlichen Einfluß auf die Massen des Volkes, Pfarrer Sester durch seine unermüdliche Tätigkeit. Die Furche war breit und tief gegraben; der Same keimte üppig und fruchtbar; der Sommer verhieß reichliche Ernte.

Freilich, die Arbeit war eine ganz andere geworden. Seit Jahren machte sich eine soziale Bewegung fühlbar, die dem Volke schmeichelte und daher auch die Massen mit sich fortriß. Man mußte der Bewegung Rechnung tragen.

Die religiöse Einwirkung und die priesterliche Tätigkeit mußten neue Formen und Richtlinien annehmen. Gott wollte, daß die Gegenwart besser sei als die Vergangenheit und die Zukunft besser als die Gegenwart. Die Kirche wünschte sich zu „modernisieren“, sie wollte sich der großen Massen annehmen, die sich von Christus losgelöst hatten, sie wollte mit vollen Händen neue Schätze austreuen, die der himmlische Vater für neue Bedürfnisse immer in Bereitschaft hält.

Die Morgenröte eines herrlichen und hoffnungsvollen Tages umstrahlte den Himmel, als Pfarrer Winterer seinen Einzug in die St. Stefanskirche hielt. Von Anfang an sah er ein, was er inmitten dieser Arbeiterbevölkerung sein sollte. Alle Steine des Gotteshauses schienen die Freigebigkeit des Volkes, seine Liebe

für Christus und die Kirche verkünden zu wollen. Hatten doch die Aermsten ihr Scherflein herbeigebracht unter frommem Gebete; denn das neue Heiligtum sollte der majestätischen Schönheit der alten Dome nicht nachstehen. Der Kranz von Kapellen rings um das Chor umgibt wie eine Krone das Haupt des eucharistischen Heilandes, wie eine Krone, die des Heilandes in seiner herablassenden Güte zu den Menschen würdig ist. In dieses Heiligtum drängte sich das katholische Volk immer zahlreicher.

Vom Jahre 1875 an nahm die Bevölkerung wieder regelmäßig zu, und die Einwohnerzahl von Mülhausen stieg bald auf 70 000, 80 000 und 96 000. An Katholiken waren es im Jahre 1883 47 000 und 1905 72 571. Die beiden Arbeiter = Cités, so verschiedenartig gewertet und beurteilt, hatten sich schnell vergrößert und bildeten eine Stadt in der Stadt, mit ganz eigenümlichem Gepräge, mit ausschließlich Arbeiterbevölkerung, und mit immer mehr selbstbewußten Tendenzen.

Die beiden Pfarreien, St. Stefan und Maria-Hilf, mit je 37 000 und 14 000 Seelen, konnten mit dem besten Willen und trotz des feurigsten Eifers nicht genügen, und notgedrungen waren Hunderte von Familien, besonders diejenigen, für die es am notwendigsten war, der Pfarrei entfremdet. Wer nicht selbst ein solches Leben durchgemacht hat, in welchem jeder Tag den andern mit denselben Arbeiten und Sorgen ablöst, kann nicht im entferntesten ahnen, was eine Priesterseele auszu- stehen hat, wenn von Tag zu Tag die Verantwortlichkeit zunimmt, wenn die vollständige Erfüllung der Pflicht unmöglich wird.

Der Bau einer Kirche in den Arbeitervierteln wurde eine dringende Notwendigkeit. Winterer sah es wohl ein. Gleich bei seiner Ankunft wollte er Hand ans Werk legen. Sein Plan, eine Notkirche zu bauen, schlug fehl. Die maßgebenden Behörden verstehen oft so wenig die religiösen Bedürfnisse des Volkes! Dieses Volk ergriff selbst großmütig die Initiative; am 25. November 1877 wurde eine Bittschrift an den Gemeinderat gerichtet mit 2012 Unterschriften versehen. Der Schritt fand ein wohlwollendes Echo; im November des folgenden Jahres wurde ein erster Kredit bewilligt von 50 000 Franken. Im April 1879 bot Jean Dollfus der Stadt ein unentgeltliches Terrain an, und schon im Monat Juni wurde ein Wettbewerb für den Plan der Citékirche ausgeschrieben.

Der Plan des Architekten Scheer, obwohl minderwertiger als die andern, bekam als erster den Vorzug. Die zu diesem Zwecke ernannte Kommission kam nicht einmal auf den Gedanken, auch Pfarrer Winterer darüber zu befragen. Es war dies eine unerhörte und törichte Handlungsweise.

Damals war Auguste Dollfus eine hervorragende, einflussreiche Persönlichkeit. Der Baurat am Bezirkspräsidium in Colmar machte Vorstellungen wegen der Baupläne; die Kommission ging einfach darüber hinweg und verlangte „die Genehmigung des Scherr'schen Bauplanes, sonst würde man einfach den Bau der Kirche ablehnen.“ Man wollte weder einen großen, noch einen schönen Bau ausführen. Wir erkennen es gerne an, daß dies vollständig gelungen ist! Eine Zeitlang schien es,



als ob der Pfarrer von St. Stefan entschlossen war, alles zu verweigern. „Wenn das von Jean Dollfus angebotene Terrain“, schrieb er an den Bürgermeister, „nicht die gewünschte Größe haben sollte, so werden wir keinen Augenblick zögern, einen Appell an den Opferfinn unserer Pfarrkinder zu machen. Die Aermsten würden ihr Scherflein bringen, und auch ich gäbe meinen Anteil. Wir würden es mit der Hilfe Gottes dahin bringen, der Gemeindeverwaltung ein größeres und günstigeres Terrain anzubieten und wir würden auch zu der Summe von 96 000 Mark, die offenbar ungenügend ist, einen Beitrag liefern.“

Endlich entschloß man sich, wenn auch weniger un- schön, den Bau auszuführen. Am 24. Juni 1880 wurde der erste Spatenstich getan; am 10. April 1881 wurde der Grundstein gesegnet, am 18. März 1883 zog der Heiland in das neue Heiligtum ein unter dem Sauchzen des Volkes, das in dichten Scharen sich herandrängte. Der Bau war vollendet. Winterer schrieb in die Annalen der Pfarrei den Ausdruck seiner Gefühle. In die Dankeshymne, die er sang, mischte sich ein Gefühl der Traurigkeit. „Endlich steht sie da, diese Citékirche, der Gegenstand vieler Wünsche, Schritte und Sorgen! Sie steht nicht da, wie wir es gewünscht hätten, sie steht da, sowie sie in den obwaltenden Umständen möglich war.“ Diese Worte lassen tief in die kummervolle Seele des Pfarrers blicken.

Die Kirche ist eingeeengt zwischen zwei Straßen, sie ist ein beständiger Hohn auf die Regeln der Aesthetik ebenso wie der Polizeivorschriften. Die Seitenemporen

sind etwas neues im Kirchenbau, das nie zu empfehlen ist. Man kann nämlich von dort weder Altar noch Kanzel sehen. Man ist in der Kirche und ist doch nicht darin. Wegen der Breite und der ganzen Anlage des Schiffes sieht die Kirche aus wie eine große Halle. Das Chor ist zu klein, dem Turme fehlt es an Proportion. An der inneren Ausstattung der Kirche läßt sich nicht viel kritisieren, in einer andern Kirche würde dieselbe einen imposanten Eindruck erwecken. Haupt- und Nebenaltäre, die Kanzel, die Beichtstühle, der Taufstein und die Kommunionbank sind schön und ehren den Pfarrer, den Künstler und das Volk. Alles ist beherrscht von einer einzigen führenden Idee wie die Heiligenfiguren, die auf dem Hauptaltar sich um den Tabernackel gruppieren. Die Kirche ist eben nur wahrhaft schön an den hohen Festtagen, wenn Tausende von Seelen, das Kunstwerk des hl. Geistes, als die lebendigen Steine des himmlischen Jerusalems im Gotteshause sich dichtgedrängt zusammenfinden.

Am 17. Mai 1885 begann P f a r r e r U n g e r e r seine Tätigkeit in der St. Josefspfarrei. Doch ach, schon im November 1888 sank er ins Grab, gebrochen von den Sorgen und Mühen, aber aufrichtig beweint von den Arbeitern, deren Vater und Ratgeber er gewesen.

Der Beweis war erbracht. Je zahlreicher die Kirchen, desto größer die Zahl der Gläubigen. An einer andern Seite der Stadt erscholl daher auch der nämliche Angstschrei. Tausende von Gläubigen, in der Nähe des alten Friedhofes, beneideten die Arbeiter = Cité um ihre Kirche; empfanden sie doch in ihrem Herzen

das nämliche Bedürfnis, den Heiland in ihrer Nähe zu haben.

Frau Rogg wurde der Engel der Vorsehung. Durch ihr Geschenk von 200 000 Franken konnte die Stadt die St. Genovevafirche erbauen, so genannt nach dem Namen der edlen Schenkgeberin. Die Kirche, ein dreischiffiger, harmonischer, gothischer Bau mit dem achteckigen Turm, dem Chor und ihren schönen Strebepfeilern ladet gar anziehend zum frommen Gebet; das Sursum corda ist eingegraben in die schlanken himmelanstrebenden Säulen. Und rings um die Kirche herrscht derselbe Geist der Sammlung und Ruhe; ist hier doch der alte katholische Friedhof, geheiligter Boden, der Gottesacker. Wie früher, verstummt auch jetzt hier der Lärm der Stadt, es herrscht die Ruhe, der Friede, das Schweigen, wie das Haus Gottes es erfordert.

Winterer hatte freudigen Herzens den Engel der guten Botschaft beglückwünscht, war er doch glücklich, ein neues Gotteshaus auf dem Boden des alten Friedhofes erbauen zu können. Die Freude ward leider schon in den ersten Tagen getrübt. Frau Rogg hatte ihre Ansichten, sie hielt daran fest und verstand es, sie zu verwirklichen mit einem Anstrich von Treuherzigkeit und Einfachheit, dahinter aber steckte eigener selbstbewußter Wille. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ein doppeltes gutes Werk zu verrichten, wenn sie die Kirche erbauen ließ zugleich als Pfarrkirche für die Gläubigen des dortigen Stadtviertels und als Garnisonkirche für das Militär der Stadt. Die Kirchenbaufrage unter diesem Gesichtspunkte mußte zahlreiche Schwierigkeiten heraufbeschwö-

ren. Der Dualismus war sehr zu bedauern, er führte notgedrungen zu peinlichen Konflikten. Winterer sah nur zu gut dies ein, war aber ohnmächtig den augenblicklichen Widerstand zu überwinden und deshalb wollte er lieber sich vom Kampfplatz zurückziehen und überließ dem damaligen Bürgermeister Haß die ganze Verantwortung.

Diese Art des Vorgehens ist verschiedentlich getadeln worden. Viele sind der Meinung — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — daß ein weniger kategorisches aber energischeres und zäheres Vorgehen zu besseren Resultaten geführt hätte. Die St. Genovevafarrei könnte sicher heute ungestörter und friedfertiger wirken!

Ganz unter diesem Eindrucke wurde auch die neue Pfarrei abgegrenzt. Man vermißt dabei einen weitgehenden Gesichtspunkt in der Gründung, eine gewisse Großmütigkeit in der Abgrenzung und auch die erforderliche Rücksichtnahme auf die Zukunft. Dadurch wurden Wunden geschlagen, die heute noch bluten. Dringende Abhilfe ist nötig.

Mitten in diesen unaufhörlich wachsenden Sorgen vergaß aber Winterer sein eigenes Gotteshaus nicht. Mit dem Jahre 1874 wurde die Ausschmückung der Stefanskirche fortgesetzt. Es kamen an die Reihe: die Kommunionbank, der Kreuzweg, die inneren Doppeltüren des Hauptschiffes, der Abendmahlsaltar und die Abendmahlsgruppe, die Malereien an der Orgeltribüne, die Kapellen der obern Galerien, der Taufstein u. s. w. Das alles trug erheblich zur Verschönerung der so schönen, so

majestätischen, so einfachen und doch so kunstgerechten Kirche bei. Nur gegen die Apostelstatuen im Hauptschiff konnte man einige Bedenken erheben. War es nicht eine Verletzung der architektonischen Schönheit der so schlanken, himmelanstrebenden Linien des Hauptschiffes? Waren Statuen aus Terracotta ohne weiteren Kunstwert in einem so vollendet sthlgerechten Gebäude am Platze? Durfte man den Launen des edlen Stifters da unbedingt nachgeben? Solche Fragen drängen sich uns heute noch ganz natürlich auf.

Im Jahre 1897 wurde die Kirche vollständig restauriert. Es war eine vollständige, mit hervorragendem Kunstverständnis durchgeführte Renovierung. Das Innere der Kirche erhielt seine ursprüngliche Reinheit und erste Frische wieder. Im folgenden Jahre wurde der Hochaltar von den Pfarrkindern geschenkt und aufgestellt; er nimmt sich ganz zierlich aus in der prächtigen Umgebung. Der Altar ist aus Stein, im Stile des 13. Jahrhunderts gehalten. Die Statuen stellen Heilige des Elsasses dar, die zwei Reliefbilder die Weihe und die Steinigung des hl. Stefanus, des Erzmärthners und Patrons der Pfarrei. St. Stefan ist so eines der schönsten modernen gothischen Baudenkmale. Je mehr man die Kirche betritt, desto mehr erregt sie unsere Bewunderung. Die Seele fühlt sich dort glücklich, denn alles regt an zum Gebet und bringt uns in die Nähe Gottes.

In diesem Heiligtum hat Winterer 40 Jahre gelebt und gewirkt. Es sind 40 verdienstvolle Jahre der Arbeit und des Gebetes; er war so recht der Gottesmann am

Altar, auf der Kanzel und im Bußgericht. Am Altare betet und handelt der Priester wie Christus selbst, nur sind die Rollen vertauscht. Der Herr läßt sich darbringen durch den Knecht, der Ewige durch den vergänglichen Menschen, der Unsterbliche durch den Sterblichen, der Allerhöchste durch den Erdenwurm, der Allerheiligste durch den Sünder, ein Gott durch einen Menschen. O unerforschliches Geheimnis! Der Pfarrer von St. Stefan warf sich jeden Tag in den Staub vor dem Ewigen Wort, das er auf den Altar herabrief. Heiliges Staunen und Bewunderung ergriff ihn wie jeden Priester, bei dem Gedanken, daß die Engel anbeten, den wir herabrufen, eine Macht, die nicht einmal den Engeln verliehen ist. Dieser erhabene innige Verkehr mit Christus gibt uns den Schlüssel zum Verständnis des schönen Wortes: „Wenn ein Engel Gottes vom Himmel stiege, würde er uns sagen: das Schönste, das er auf Erden geschaut, ist die Tätigkeit des Priestertums.“

Wir finden diese Tätigkeit des Priesters im Richter-  
stuhle der Buße, wo Gerechtigkeit und Barmherzigkeit  
sich den Friedensfuß geben.

Pfarrer Winterer ging täglich in den B e i c h t s t u h l,  
um den Sündern den Himmel zu eröffnen und dadurch  
ihn für sich zu verdienen. Seelenleitung ist die vor-  
nehmste Kunst. Sie ist zuallererst eine Gabe Gottes, der  
die Herzen durchforscht, sie wird vervollkommnet durch  
Studium und Lebenserfahrung, sie wird gekrönt durch  
heiligen Lebenswandel. Winterer war ein Seelenführer  
im besten Sinne des Wortes, er teilte seine Kunst reichlich  
aus, er verstand es, sich den Bedürfnissen aller anzu-

passen mit Güte, Milde und Entschlossenheit. Eine besondere Vorliebe hatte er, die armen und ängstlichen Seelen Beicht zu hören. Nirgendwo bietet das Priesteramt so großen Trost. Die einfachen und gelehrigen Seelen sind der bevorzugte Teil der Herde Christi. Sie sind der Schatz einer Pfarrei, sie sind immer bereit, mit vollen Händen auszuteilen, was sie selbst empfangen haben. Jeden Morgen war die Herz-Jesu-Kapelle angefüllt von Beichtkindern, die sich an dem warmen Hauche seiner Frömmigkeit erwärmen wollten, die bei ihm die Ruhe und den Frieden suchten, mit dem Bestreben, immer besser und vollkommener zu werden. Die Seelen, die er geführt und geheiligt hat, zählen nach Tausenden. Nicht selten sah man ihn in seinen lieben Beichtstuhl gehen nach einer im Zuge von Berlin zugebrachten Nacht: er wollte ausruhen bei den Seelen, die auf ihn warteten. Es war dies keineswegs seiner Gesundheit förderlich, aber er wollte das Wort des Apostels in die Tat umsetzen, allen alles zu sein und sie für Christus zu gewinnen.

Diesen Liebesseifer zeigte er auch auf der K a n z e l. Er predigte jeden Sonntag, oft zwei- oder dreimal, und wollte diese Ehre keinem andern abtreten. Selbst bei feierlichen Gelegenheiten, wo andere zu dieser Ehre gute Freunde einladen, hielt er es als seine Pflicht, selber die Kanzel zu besteigen. Vom hl. Augustinus hatte er gelernt, daß „das Wort Gottes nicht geringer zu schätzen sei als der Leib des Herrn.“ Uebrigens hatte ihn Gott zum Predigtamte wunderbar begabt. Er vereinigte in seiner Person alles, was das Predigtamt erleichtert und angenehm macht, einen fließenden Vortrag, ein angeneh-

mes Organ, ein sympathisches Aeußere und ein wunderbares Gedächtnis. Was er in seinem Studierzimmer vor dem Kruzifixe niederschrieb, konnte er auf der Kanzel wörtlich wiederholen, ohne im geringsten anzustoßen; jeder Satz, jeder Ausdruck behielt seinen Platz. Zehn oder fünfzehn Jahre später konnte er ganz genau dieselbe Predigt mit allen Einzelheiten reproduzieren. Dazu hatte er die Gabe, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln und sie zur Begeisterung hinzureißen. Gewöhnlich predigte er nicht lange, was ja nur ermüdet und abschreckt. „Wenig und gut“, pflegte der hl. Franz von Sales zu sagen.

Nach diesem Grundsatz handelt er besonders als *Katechet*. Der Katechismusunterricht ist eine der schönsten, wichtigsten und segensreichsten Aufgaben des Priestertums. Ein Kardinal Bellarmin, ein Bischof von Genf hielten selbst jeden Sonntag in ihren Kathedralen Katechismusunterricht, weil sie nichts höher erachteten, als „die Kinder Gottes zu unterrichten und die Erben des Himmels zu erziehen.“ Der Pfarrer von St. Stefan suchte diese edlen Beispiele zu befolgen, getreu dabei den Vorschriften des Konzils von Trient, welches befiehlt, jeden Sonn- und Festtag Katechismusunterricht zu halten. Vom hl. Hieronymus erzählt man, daß er sich im hohen Greisenalter erboten habe, den Katechismus zu lehren. Von Winterer kann man sagen, daß er den letzten Rest seiner Stimme verausgabte für den Jugendunterricht. Diese Stimme wurde von Tag zu Tag immer schwächer, aber sein Pflichtgefühl blieb das nämliche bis an Ende.



Die Stimme Winterers ward fast auf allen Kanzeln des Ober-Elsses gehört. Bald erklang sie schwungvoll, feurig und beredt bei feierlichen Gelegenheiten, bald bewegt, fliegend und tröstend am Sarge eines Mitbruders, bald vertrauensvoll und in heiliger Begeisterung in den Heiligtümern der Gottesmutter, bald auch einfach, fromm und väterlich in den Kapellen unserer Ordensgenossenschaften. Niemals schlug er eine Einladung ab. Es zog ihn hin zur einfachen Dorfkirche wie in die Kathedrale, zu den heiligen Hainen auf dem Bergeshügel wie in die stille Talsapelle. Er redete eben zu den nach Gottes Ebenbilde erschaffenen Seelen. Er wußte immer den richtigen Ton zu finden, und immer staunte das Volk über die Worte, die aus seinem Munde kamen.

Indessen diese Seelsorge, so schön, so einfach und segensreich sie ist, konnte nicht mehr genügen. Die Verhältnisse hatten sich geändert. Das Familienleben war ganz anders geworden, die Arbeitsverhältnisse hatten eine radikale Umwälzung erfahren durch die Fabrikarbeit. Die Gesellschaft, in ihren Grundfesten erschüttert, hatte sich von Gott und der Kirche losgesagt. Durch eine gewisse politische Richtung ist das Volk auf schlüpfrige und trügerische Bahnen gelenkt worden; die heiligen Güter des Glaubens und Friedens sind ihm verloren gegangen, die das Leben so reizvoll gestalten. Dagegen ist in das Herz des Volkes der Zweifel gedrungen, der Zweifel an dem Worte des Priesters, der Zweifel an der Wahrheit des Evangeliums, der Göttlichkeit seiner Religion, der Wirklichkeit seiner Hoffnungen. Hinzu trat eine unumschränkte und fürchterliche Sucht nach Ver-

gnügungen, die ja in der menschlichen Natur schlummert. Unter solchen Einwirkungen glaubte das Volk an die Aufrichtigkeit seiner Schmeichler, die ja daran alles Interesse haben, und sagte sich los von seinen strengen Pflichten gegen die Religion. Es galt jetzt, dem religiösen und sozialen Wirken der Kirche neue Richtlinien zu geben.

Leo XIII. verstand dies wunderbar. Aus seinem Munde fiel das erlösende Wort: „Gehet zum Volke.“ Und allsogleich sammelten sich die Katholiken in Frankreich, Deutschland, Belgien und der Schweiz in mächtigen Organisationen, in den Männer- und Jünglingsvereinen, wie wir sie haben. Es brach an die Morgenröte einer neuen Zeit im Glanze des werktätigen Glaubens, unüberwindlicher Hoffnung und göttlicher Liebe. Ein gütiger Ausgleich der Gegensätze, ein herzliches Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis soll angestrebt werden. Es ist das soziale Programm der Kirche und des Priestertums für die Gesundung und Wiederherstellung der Arbeiterklassen. Oft und laut hatten dies Leo XIII. und Pius X. wiederholt.

Winterer betonte dies ausdrücklich in beredten Worten auf dem sozialen Kongreß von Lüttich im Jahre 1886. „Der Gott der Liebe hat seiner Kirche eine doppelte Aufgabe gegeben, das zukünftige Leben zu betonen, aber auch dem Völkerapostel die Rolle angewiesen, die er ausübt zwischen Philemon, dem Herrn, und seinem Sklaven Onesimus. Der Priester soll im Bordertreffen stehen. Seine Pflicht ist es, zum Herrn zu gehen und ihn an die Pflichten der sozialen Vaterschaft zu

erinnern, aber auch zum Arbeiter, um sich an seinem häuslichen Herde niederzusetzen und mit ihm Freud und Leid zu teilen." So sprach damals der Pfarrer von St. Stefan. Anregung und Begeisterung hatte er sich geholt in dem blühenden Jünglingsverein von damals, der lange Jahre das schönste Juwel seiner Krone war. Und wir, seine ehemaligen Vikare, seine Mitarbeiter in der ersten Stunde, wir wiederholen es heute mit Freude: „Heute, wo unsere Tage zur Neige gehen, sehen wir mit Freuden die Ausbreitung der Vereine im Elsaß. Manch schöner Augenblick ist uns in Müllhausen vergönnt gewesen. Unter diese rechnen wir besonders jene, die wir inmitten dieser Jugend zugebracht haben. Wir waren Zeugen von herrlichen Wundern in der Seelenwelt, und wir sind fest überzeugt, daß, sobald wir unsere Jugend organisiert und sie für die ernstesten Fragen des Lebens gebildet haben, wir eine starke und wohlgeübte Armee haben werden, um den vereinten Kräften der Feinde Widerstand zu leisten.“

Gottes Weisheit und Liebe weiß alles schön einzurichten. Winterer hatte als Mitarbeiter eine auserlesene Schar von Priestern nach dem Herzen Gottes und eine Gruppe von Laien von bewundernswertem Opfersinn und Freigiebigkeit. Damit konnte man alles unternehmen, und es wäre Feigheit und ein Verbrechen gewesen, wenn man es nicht gewagt hätte. Wir bildeten damals ein Priesterkollegium mit idealem Familiengeiste, wir waren Brüder, einig im selben Geiste, in der Liebe zu den Seelen, in der Verherrlichung Gottes, zur Ehre der Kirche und zur Beglückung des christlichen Volkes. Wir

gingen an die Arbeit als wackere Soldaten Christi mit dem Vertrauen der Kinder Gottes. Die Tage waren niemals lang genug, die Strapazen niemals zu schwer. Man war froh und glücklich, sich wieder zu sehen. Gegenseitige Hochachtung und herzliche Offenheit machten die schwierigsten Pflichten angenehm und lieblich. Et haec meminisse invat!

Unter diesen Vikaren war Abbé Koellinger 17 Jahre lang die lebendige Personifizierung des Jünglingsvereins von St. Stefan. Er war bei seinen Jünglingen mit seinem ganzen Herzen, seinen Talenten und seinem Vermögen. Sein Name bleibt mit dem Vereine verbunden, wie der Name des Vaters mit der Familie verknüpft bleibt, der seinen Namen vererbt mit den Schätzen seines Glaubens, seiner Ehre und seiner Tugenden.

Die Anfänge des Vereins gehen hinauf in das Jahr 1868. Damals wurde eine Kongregation gegründet zu Ehren der Gottesmutter. Das ist die Wiege des Vereins. Pius IX. segnete das Werk, und darum hatte es Bestand trotz des Sturmjahres 1870, das alles mit sich zu reißen drohte.

Im Jahre 1872 waren es wieder 150 Jünglinge, die sich in das goldene Buch der Kongregation einschreiben ließen. Eine Jünglingsfahne wurde angeschafft, und Pfarrer Winterer schilderte in einer rührenden Ansprache die Bedeutung der Fahne, um die sich die Jünglinge der Pfarrei scharen sollten. Das Banner befand sich übrigens in guten Händen. Abbé Koellinger begann sein Apostolat im Verein, das 17 Jahre dauern

folgte. Und sein Unternehmen war geliebt von Gott und den Menschen. Eine Sektion nach der anderen entstand, damit aber auch größere Arbeit; andererseits wurde die Frömmigkeit veredelt, die Freuden vermehrt und die Zukunft vorbereitet. Eine trübe Wolke nur stand am sonnigen Himmel. Der junge Verein hatte kein eigenes Heim. Jedes Jahr beim Beginn des Winters mußte man in ein anderes Stadtviertel umziehen. Am meisten seufzte und litt darunter der Vater des Vereins und er flehte zu dem göttlichen Jugendfreunde, sich der 500 ihm anvertrauten Jünglinge zu erbarmen. Gott pflegt mehr zu geben, als man nur verlangt. Am Anfange des Jahre 1880 wurde in der alten Burggasse ein Terrain zum Preise von 24 750 Franken gekauft. Am 19. März, am Feste des hl. Josef, wurde der Grundstein zum herrlichen Vereinshaus gelegt, und schon im Oktober konnte der Verein im Triumph in sein eigenes Heim einziehen.

Die Freude und Begeisterung wollte kein Ende nehmen. Winterer gab damals in den edelsten Tönen dem allgemeinen Freudengefühl Ausdruck. Dankagungshymnen erschollen. Unter das Schmettern der Fanfaren und die rauschenden Orgelklänge mischten sich die Jubelklänge aus der Brust von mehr als 500 Jünglingen zum Zeichen der Freude und Hoffnungen. Der Verein hatte nun ein Heim, und dieses Heim glich einem Palaste.

Vielleicht mehr als alle anderen erfreute sich damals ein Mann, Herr Miquey, der durch seine edelmütige Freigebigkeit das Werk ermöglicht hatte. Später hieß er der „parrain“ des Vereins, und diesen Titel hatte er wohl verdient. Selten ist uns eine sympatischere,

anziehendere und noblere Gestalt begegnet, ein edles Abbild französischen Charakters. Bei einem stets liebenswürdigen Lächeln hatte er immer eine offene Hand. An seine Seite hatte Gott eine außerordentlich schöne Seele als Schutzengel gestellt. Madame Miqueu war während beinahe 40 Jahren das Ideal der wohlverstandenen Nächstenliebe in Müllhausen. Sie ging vorüber, Wohltaten spendend, geliebt von den Armen und bewundert von den Reichen. Sie verstand es gar sehr, auf ihren Gatten die Schätze ihrer unerschöpflichen Liebe zu übertragen, sogar, wenn es nötig war, ihn zur oftmals bewundernswerten Initiative zu begeistern. Ihr hatte der Verein es zu verdanken, daß er zwei Heimstätte hatte, das Lokal in der Burggasse und das Haus Miqueu.

Wir wiederholen hier, was wir i. J. 1884 geschrieben haben. „Wir sind in Müllhausen, der Industriestadt des Oberelsasses, wo das Böse das Gute überall zu überwuchern droht, wo aber auch die immer erfindungsreiche Caritas sich unermüdllich zu allen Elenden und Unglücklichen herabläßt. Wir haben uns in dem Salon eines der edelsten und freigebigsten Ehren-Mitglieder des kath. Jünglingsvereins niedergelassen. Es ist 8 Uhr Abends und es ist die erste Soiree in dem neuen Jahre.

Im Salon stehen allenthalben Tische in allen möglichen Größen und Formen, lange, runde, viereckige, nach dem Geschmacke und der Laune eines jeden einzelnen. Prachtige Albums mit Photographien und schönen Kupferstichen, die Werke unserer besten Meister, sind da zur Schau ausgestellt. Es ist ein kleines Museum, oder besser gesagt, eine wirkliche Galerie von Meisterwerken,

Gemälden und Portraits aus dem Gebiete der Geschichte, der Literatur, der Religion und der Kirche. Gern würden wir wieder einen Blick werfen auf die Schätze Roms, die Stadt der Päpste und der Kaiser, doch bereits geht die Türe auf und die Eingeladenen treten ein. Alle sind der liebenswürdigen Einladung nachgekommen, auf die sie mit Recht stolz sind.

Es sind Jünglinge, Mitglieder des Vereins, liebe Freunde. Wie strahlt die Freude auf ihrem Gesichte! Sie kommen in traurem Familienkreise sich um denjenigen zu scharen, den sie in kindlicher Pietät ihren „parrain“ nennen. Sie kennen zwar die Gesellschaftsformeln der „bessern Welt“ nicht, aber sie verstehen es doch, sich gefällig vorzustellen, nicht zu schüchtern, nicht linksch; einige grüßen sogar mit gewisser respektvoller Zärtlichkeit.

Schnell ist der Saal angefüllt, denn jeder kommt rechtzeitig. Nachzügler gibt es da nicht. Die Dame des Hauses und der „parrain“ überbieten sich in liebevoller Fürsorge, jedem ihrer Schüblinge einen Platz anzuweisen. Es ist keine leichte Aufgabe, sind doch diese lieben Freunde so zahlreich. Bald sind die Tische besetzt, und man sieht jetzt einen Kranz von jugendlichen und fröhlichen Gesichtern. Ein schöneres Schauspiel kann man sich kaum vorstellen. Ungezwungen bricht die Freude sich Bahn. In Freudentwonne schwelgen alle Herzen in ganz natürlicher, aber doch nicht lärmender Weise. Jeder Tisch hat ein besonderes Gepräge, ich möchte sagen, seine eigene Fröhlichkeit. Ist das nicht ein Reiz und ein Zauber, die die Salons der Welt verloren haben? Man plaudert

und lacht und freut sich! ja noch mehr, man weiß Freude zu bringen auch den Gastgebern und so die Dankeschuld abzutragen. Denn unsere jungen Freunde vergessen das Sprichwort nicht: „noblesse oblige“, und sie wollen sich der ihnen erwiesenen Ehre würdig zeigen. Der Abend ist gewürzt mit Gesang und Musik, ja sogar mit einer kleinen Theatervorstellung. Heiteres und Ernstes wechseln mit einander ab und unwillkürlich wird das Wort des Dichters verwirklicht: „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.“

Schnell vergeht die Zeit wie einstens im Paradies, und das goldene Zeitalter von ehemals scheint wieder zu kommen. Wie durch Zauberhand bieten plötzlich die Tische einen andern Anblick dar. Gläser aus reinstem Kristall, ausgesuchte Schüsseln, hohe Türme, die zum Angriffe einladen, Dreikönigstuchen, Wein, wie man solchen im fürstlichen Palaste trinkt, stehen da. Alles das hat die Dame des Hauses schnell und liebenswürdig aufgetragen. Das bringt natürlich noch mehr Freude in die Gesellschaft. Wie glücklich fühlt man sich, wenn man diese Jugend so zufrieden und fröhlich sieht! Da fühlt man so recht die wohlthuende Tätigkeit der Nächstenliebe und den heilsamen Einfluß des christlichen patronage. Doch wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.

Im Namen des Vereins drückt der Praeses, als Vater und Freund, aller, seine Gefühle der Freude und Erkenntlichkeit in einigen Worten aus, er dankt den edlen Wohltätern für ihre so recht glaubensvolle Hingabe und ihren edlen Opfer Sinn, für ihr feines Barmherzigkeit und herzliche Herablassung.



Und so naht, leider für alle zu früh, das Ende dieses herrlichen Abends. Es schlägt 10 Uhr, die Jünglinge brechen auf, kehren in ihre Familien zurück und wissen nicht genug die Eindrücke dieser freundschaftlichen und brüderlichen Zusammenkunft zu schildern. Jedermann wird die Bedeutung einer solchen Zusammenkunft verstehen. Ein derartiges Fest ist keine gewöhnliche Versammlung von mehr oder weniger fröhlichen Freunden. Es ist vielmehr eine wirkliche Schule der Achtung und Höflichkeit, wo Seelengröße und Seelenadel, Ehrgefühl und Hochachtung wachsen und gedeihen unter christlichem Einfluß.

Solche Versammlungen finden daher nicht bloß einmal jährlich statt. Seit ungefähr zwei Jahren steht der Salon jeden ersten Sonntag des Monats jedesmal andern Eingeladenen offen. Es soll dies eine Gunstbezeugung sein für die Würdigsten, eine Belohnung für die Tugendhaften. So versammelt sich der Verein in einem Salon dank einer solchen Liebenswürdigkeit. Es genügt solches Beispiel zu zitieren, und es erregt schon Bewunderung."

Unwillkürlich machte das Beispiel Miquets Schule. Beim Andenken an seinen Namen erinnern wir uns an andere auch liebenswerte Namen. Sandherr, eine prächtige Erscheinung, ergriff das Wort bei feierlichen Gelegenheiten; Moehler half durch seine guten Ratschläge; Meistermann, der Finanztechniker, machte die Jahresrechnungen mit geradezu ängstlicher Sorgfalt; Os half mit kräftiger Faust bei manchen Arbeiten nach; Gibert zeigte sich als ebenso vornehmen wie freigebigen Charak-

ter; Ulm opferte sich auf mit unermüdlichem Opfergeiste. So hatte jede Sektion einen Präsidenten, dessen Einfluß unwillkürlich sich auf alle Mitglieder des Vereins übertrug. Der Pfarrer von St. Stefan, als Vater des Ganzen, konnte sich auf diese Männer verlassen, sie waren seine Mitarbeiter. Er eröffnete ihnen neue Gesichtspunkte und konnte so im weitesten Maße das Ideal einer Jugendvereinigung verwirklichen.

Persönlich erschien er übrigens wenig im Vereinslokal, überließ aber dem Präses und dem Vorstand volle Freiheit.

Wir wollen ein wenig das Vereinslokal betreten um den Verein in seiner Tätigkeit zu studieren. Es sind, wohlverstanden, dreißig Jahre her, und wir erzählen ein Kapitel aus der Geschichte des Vereins, das geschrieben ist unter dem Eindruck des Augenblickes, wie wir es damals selbst geschaut haben.

Alle Säle des großen Vereinshauses sind besetzt. Es ist ein arbeitsreicher Winterabend, und diese Abende wechseln in überraschender Mannigfaltigkeit ab. Ueberall ist man an der Arbeit in den verschiedensten Formen, überall sind alle Kräfte angespannt. In dem einen Saale sind 150 Jünglinge rings um den Pfarrer der Pfarrei versammelt. Er hält einen Vortrag über Religionswissenschaft und christliche Apologie. Er erzählt ihnen den Ruhm und die Größe, die Kämpfe und die Triumphe der Kirche. Die Geschichte des lieben Elsaßlandes wird ihnen gezeichnet, um aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lernen. Und man

sieht, wie die Gesichter erstrahlen; der Glaube und die Hoffnung erleuchtete sie mit dem Lichte von Oben.

Dicht nebenan sitzen in ebenso tiefem Schweigen und heiliger Sammlung 80 Mitglieder auf Schulbänken und studieren. Und was tun sie? Lehrer und Schüler sind Jünglinge, lehrend und lernend, redend und horchend. Alle arbeiten fleißig, um ihre Kenntnisse zu vermehren. Es sind zunächst die Elementarfächer, die man lernt, die Einführung in die Sprachen, die Rechtschreibung, die Grundelemente der Rechenkunst, die ersten Begriffe der Buchführung. Aber schon erweitert sich der Gesichtskreis; Lehrer und Schüler wollen höher hinauf. Es finden regelrechte Abendkurse statt, worin die schwierigere Buchführung, Maschinenbau und Maschinenzeichnen gelehrt wird. In der Literatur lernen sie die Schätze der Altmeister in der Kunst der Rede und des guten Stiles kennen. Die Schüler versuchen es, in ihrer Schule sich zu bilden und ihre Gedanken in schöne Formen und Wendungen einzufleiden. Würde man sie fragen, sie würden uns sagen was eine Gedanken- oder Redefigur ist; die Metonymie, Antonomasie und Litotes sind ihnen bekannt. Nimmt man ein Heft in die Hand, so ist man erstaunt, wie diese jungen Arbeiter es verstehen, ihren Gedanken eine zierliche Form zu geben und ihre Gefühle in den liebenswürdigsten Redewendungen auszudrücken. Geht man von ihnen weg, muß man unwillkürlich sagen: Glückliche diese Jünglinge, die so für das Leben geschult werden!

Verlassen wir den Saal und betreten wir einen andern; eine neue Ueberraschung! Die Akteursektion ist da

versammelt, fast hätten wir sie die Sektion der Künstler genannt. Hatten sie doch es gewagt, die Oper von Méhul, „Josef und seine Brüder“ aufzuführen, und dieses Wagnis war auch mit dem größten Erfolge gekrönt. Mit dem nämlichen Glücke wagen sie sich an alle Arten des Schauspieles heran. Freunde und Wohltäter eilten immer zahlreich herbei, um ihnen ihren Beifall zu zollen. Scherz und Ernst, Komödie, Tragödie und Oper wechselten harmonisch mit einander ab. Der Gesang, die Musik, die Szenerien, die Dekorationen und die Kostümierung lassen nichts zu wünschen übrig. Das alles sichert der Sektion einen wohlverdienten Ruf. Der große Saal, obwohl 30 m lang und 12 m breit, ist daher auch stets zu klein für die Vorstellungen im Winter. Es ist eben eine Erholung für Geist und Herz.

Gehen wir ein Stockwerk höher, und es ist nicht schwierig sich da zurecht zu finden. Mächtig ertönen die Klänge einer Musikkapelle. Es ist wieder eine andere Sektion des so blühenden Vereins. Der Name des Musikdirigenten ist bekannt, sein Ruf ist weithin gedrungen wie der Ruf der Sektion mit ihren 115 Mitgliedern. Das musikliebende Publikum drängt sich bei ihren Konzerten; und jedermann kommt auf seine Rechnung. Bald heiter und ernst, bald pompös, klangreich und wie Donner erbrausend, bald ruhig und sanft erklingen die Weisen, die den schönsten und schwierigsten Stücken großer Meister entnommen sind.

Unter dem Zauber dieser Melodien steigen wir hinunter ins Erdgeschoß. Eine neue Sektion sehen wir da, die Turnsektion mit 50 Mitgliedern, die sich im Gar-

ten des Vereins auf den nächsten Wettstreit vorbereitet. Sie turnen unter der Leitung eines intelligenten und strammen Turnwarts, der die ihm anvertraute Jugend führt wie der Oberst sein Regiment. Pferd, Reck, Barren und Trapez spornen die Turner zur Erprobung ihrer Kräfte und Geschicklichkeit an. Es gibt nichts Interessanteres als sie an der Arbeit zu sehen, wie sie in edlem Wettstreit ringen und dabei einen lobenswerten Vereinsgeist und edle Brüderlichkeit zeigen. Es ist so recht das „mens sana in corpore sano“ der Alten.

Indessen, es ist bereits 10 Uhr, und wir sind noch nicht mit unserem Besuche fertig. Für die Jünglinge ist es Zeit nach Hause zu gehen, das Lokal leert sich und wird still. Die Vereinsleiter können sich ruhig das Zeugnis ausstellen: diem non perdidit, es war kein verlorener Tag.

Wie soll man sich eine solche Tätigkeit erklären? Muß nicht in diesen Sektionen eine stets lebendige Seele herrschen, die am heiligen Feuer sich wärmt? Gibt es nicht eine Sektion, um diese Flamme, die erleuchtet und wärmt, zu unterhalten? Doch, es ist die Sektion des Patronage. Sie unterscheidet sich deutlich von allen anderen Sektionen und will die Seele, das Leben und der Geist des ganzen Vereins sein. Sie will nicht äußern Glanz entfalten, sie zeigt sich nicht auf der Szene wie die Theatersektion, sie figurirt nicht bei großen Festzügen wie die Musik, sie hat keinen Ehrenplatz bei den Konzerten, sie geht auch nicht in den Vereinsgarten zur Beteiligung an Wettbewerben. Ihre Rolle ist eine ganz andere. Ihre Mit-

glieder gehen zur hl. Kommunion und empfangen den Gott, der ihre Jugend erfreut. Sie besuchen die Familien, um als Apostel die pflichtvergessenen Jünglinge auf den guten Weg zurückzuführen, sie besuchen die Kranken und bringen ihnen zugleich mit einigen Trostesworten den Wein der Nächstenliebe. Die Sektion will ihre Mitglieder zur Vollkommenheit führen und die Mitmenschen einladen, ihnen nachzufolgen. Liebe zum Nächsten, Strenge gegen sich selbst, das ist in einem Worte das Programm dieser Sektion.

Ihre Mitglieder verpflichten sich, jede Gesellschaft und jede Versammlung zu meiden, die dem Glauben und den guten Sitten gefährlich sein könnten. Sie geloben, treu ihre Pflichten zu erfüllen und sich ihres Glaubens nie zu schämen, sie nehmen regelmäßig an den Versammlungen in der Kirche und im Vereinslokal teil und unterhalten den guten Geist in den Sektionen, denen sie eingegliedert sind. Täglich beten sie morgens und abends ein Vaterunser und ein Ave Maria für die lebendigen und verstorbenen Mitglieder des Vereins. Wenn immer möglich, wohnen sie täglich der hl. Messe bei, sie sind Mitglieder des lebendigen Rosenkranzes und kommunizieren monatlich. Es ist dies, wie man sieht, eine Tagesordnung, die zur Heiligkeit führen kann.

Diese Frömmigkeit darf aber nicht egoistisch sein, sie soll allen alles werden, um Seelen für Christus zu gewinnen. Nicht nur besuchen die Mitglieder des patronage die Kranken, sie suchen Arbeit für die stellenlosen Jünglinge, sie geben Abendunterricht ihren jungen

Freunden, die sich fortbilden wollen und haben nur den Ehrgeiz zu geben, was sie empfangen haben. Es gab eine Zeit, wo diese Kerntruppe an 40 Mitglieder zählte, die fest entschlossen waren, die Fahnenehre ganz rein zu bewahren.

Gott allein kennt das Gute, das getan wurde in einer so durch und durch christlichen Organisation. Der Glaube triumphiert immer über die Welt, es sind das die Worte der hl. Schrift; und die Mitglieder des damaligen Patronage haben diese Erfahrung gemacht. Sie suchten vor allen Dingen das Reich Gottes, und das Uebrige ward ihnen beigegeben. Viele unter ihnen nehmen heute in Mülhausen ganz beneidenswerte Stellungen ein; mehrere sind nach Frankreich oder Deutschland gegangen und haben eine glänzende Laufbahn hinter sich; andere hat der Herr gerufen zur Arbeit in seinem Weinberg als Priester Gottes in den Städten und Dörfern unseres Heimatlandes oder als Mönche im rauhen Habit ins Ausland, oder als Missionäre mit dem Kreuze des Apostels zu den Schwarzen Afrikas. Alle denken mit Wonne an jene unvergeßlichen Tage zurück, wo sie im Vereinslokal ihr Leben hinlenkten nach diesem Glauben, der allein die Verheißungen des ewigen Lebens genießt.

Winterer und die Vereinsleiter priesen Gott ob solcher Taten, sie sahen mit Bewunderung, wie immer mehr der Katholizismus unveränderlich in seiner übernatürlichen Betätigung in der Welt, den veränderten Verhältnissen der Zeit sich anzupassen weiß. —

Ganz natürlich entstand die Frage, ob nicht auch für die Männer eine ähnliche Organisation, eine

Vereinigung auf dem Gebiete der Sozialreform geschaffen werden sollte, ob nicht Männervereine gegründet werden sollten mit wirtschaftlichen Einrichtungen für die Bedürfnisse unserer Arbeiterbevölkerung. Die andern Pfarreien hatten den Versuch mit einem gewissen Erfolge gemacht. Winterer hielt es nicht für notwendig, etwas ähnliches zu schaffen. Er wiederholte vielleicht allzu oft: le bien ne fait pas de bruit, le bruit ne fait pas de bien, und begnügte sich damit, die Männer der Kongregation um die Kanzel in der Kirche zu scharen. Die Pfarrei, sagte er, ist die beste Organisation. Auf die gute Leitung der Pfarrei verwandte er freilich seine ganze reiche Naturanlage, seinen ganzen Seelenreichtum, seinen ganzen Charakter; er gilt als Musterpfarrer in jeder Beziehung, der nur für die Seelen lebte, die er zu Gott zu führen hatte. Sollte jedoch in dieser Leitung der Pfarrei die Organisation der Männerwelt nicht einen größeren Anteil haben? Gute Freunde und Kritiker wenigstens haben es so gedacht.

~~~~~





## Viertes Kapitel

---

### Gegen den Feind.

Gegen den Feind, diese 3 Worte fassen die äußere Tätigkeit des Pfarrers Winterer, innerhalb der zehn ersten Jahre seiner Tätigkeit in Mülhausen zusammen. Fast gegen seinen Willen mußte er aus dem Innersten des Heiligtums heraustreten und Front machen gegen den Feind, allenthalben die Angriffe zurückzuweisen und die Fahne der unversehrten Wahrheit hoch halten. Die Regierung begann mit eiserner Faust den Kampf gegen die Schule; die Presse wetteiferte in der Verhöhnung der Katholiken; die Protestanten fühlten sich durch das Säuseln des „Windes von Norden“ gehätichelt und begrüßten die neue Aera mit unverhohlener Genugtuung. Gegen die Katholiken durfte man sich gewisse Unverschämtheiten erlauben, die sonst der einfache gesunde Menschenverstand und die elementarste Höflichkeit zurückgewiesen hätten. Germanisation und Protestantisation marschierten eben Hand in Hand und hofften die Beute des Feinde zu teilen.

Wir schreiben hier eine Seite der Lokalgeschichte nach den Schriftstücken, die wir in Händen haben. Vierzig Jahre bereits trennen uns von jenen Ereignissen, und

als wir dieselben jetzt an unserm Geiste wieder vorüberziehen ließen, fragten wir uns mehr als einmal, ob wir nicht das Opfer einer Illusion, eines trügerischen Wahnes geworden sind. Aber ach, das Echo der damals erlebten Ereignisse tönt noch zu schmerzhaft in unserer Seele nach. Nein, es ist nicht Illusion, kein Wahn. Unsere Leser werden denselben Eindruck verspüren: die Wahrheit erscheint manchmal unwahrscheinlich. Die jungen Generationen werden schwerlich begreifen, welche Pflichten und Opfer die damalige Lage den Katholiken Mülhausens auferlegte. Im Leben Winterers ist dieser Abschnitt der schmerzreichste, aber auch der fruchtbarste und verdienstvollste.

Der Schulkonflikt begann im Jahre 1871 gleich mit dem Schulanfang. Die deutsche Regierung sprach dem Clerus das Recht ab, den Religionsunterricht den Schülern der 4. Klassen der Volksschule zu erteilen. Die Ungesetzlichkeit der Maßregel ergab sich klar aus dem französischen noch geltenden Gesetze, ebenso wie aus einer speziellen Verfügung des Generalgouverneurs. Winterer wies es an der Hand von Beweismaterial klar nach, das Recht stand auf seiner Seite, und er zeigte es maßvoll und würdevoll. Doch beim Schulinspektor und Bezirkspräsident ging Gewalt über Recht; sie behielten die Oberhand wider das Gesetz. Die in dieser Angelegenheit an den Pfarrer von St. Stefan gerichteten und in den Archiven der Pfarrei aufbewahrten Briefe bilden ein wertvolles geschichtliches Dokument. Sie beweisen, in welcher Weise gleich nach der Annexion gewisse Beamte ihre Pflicht auffaßten und erfüllten.

Im folgenden Jahre wurde der Direktor der Volksschulen seines Amtes entsetzt. Er war angeklagt, mit dem Pfarrer in brieflichem Verkehr gestanden zu haben. Riß war eben katholisch. Das war Grund genug.

Die Spezialschule für Mädchen und die Realschule mußten demselben Geist sich fügen. Die in diesen Schulen eingeführten Geschichtshandbücher strotzten von Haß gegen die Kirche. In einem dieser Handbücher war zu lesen, daß zur Zeit des Johann Huß man anfing „die Maria anzubeten (!) an Stelle des Heilandes“ (!). Die gemeine Verleumdung war zwar eine Ausgeburt von Dummheit und Unwissenheit, aber das Buch war geschrieben für junge katholische Mädchen und Knaben. Die jungen Mädchen waren besser als ihre Lehrer; sie weigerten sich im Geschichtsunterricht die Lektion herzusagen. Aber trotz der Vorstellungen der beiden Pfarrer, trotz des Protestes von Winterer im Reichstag, wurde das Geschichtsbuch von Kniebitsch in der Töchterchule beibehalten.

Die Stunde von noch größeren Gewaltmaßregeln hatte geschlagen, sie folgten auf einander Schlag für Schlag in folgender Reihenfolge. Am 27. November 1873 mußten die Schwestern in der Langestraße 115 ihrer Schülerinnen entlassen. Am 11. Februar 1874, eine zweifache Maßregelung: in der Schule in der Franklinstraße mußten 150, in der Schule in der Langestraße 154 Schülerinnen entlassen werden. Die Kinder verließen unter Weinen und Schluchzen das traute Heim der Schwesternschulen. Im nämlichen Jahre, im Oktober, wurde die Schule in der Langestraße ganz geschlossen.

Auf Protest der Familienväter wurde der Schule eine Galgenfrist gewährt, bis sie im März 1875 ganz aufgehoben wurde. Im Monat April 1875 neue Ausweisung von 20 Mädchen aus der Franklinschule, und am 28. August wurden mit einem Federstrich sämtliche Schwesternschulen geschlossen. Die 3 Schwesternschulen hatten etwa 1400 Schülerinnen. Diese konnten in den städtischen Schulen wegen Platzmangels keine Aufnahme finden. Der Beamte, der den Schwestern das Todesurteil ihrer Schulen mittheilte, hatte die Stirn zu schreiben: „Wir wünschen, daß Sie erst im Herbst von hier weggehen, denn wir haben noch nicht hinreichend Platz, die Kinder unterzubringen.“ Man verjagte also die Kinder ohne zu wissen, wem man sie anvertrauen sollte. Die Erregung war begreiflicherweise groß in Mühlhausen.

Die Schwesternschulen genossen einen wohlverdienten Ruf; eine große Anzahl ihrer Schülerinnen hatten glänzende Examen bestanden; sie besaßen auch das Vertrauen der Familien, die Liebe der Kinder und die Achtung aller rechtschaffenen Bürger. Sie hatten bloß den einen Fehler, daß sie katholisch waren, und deshalb waren sie von vornherein in Berlin und Mühlhausen gerichtet. Vergeblich protestierten die Familienväter, vergeblich erhob auch der Pfarrer von St. Stefan seine Stimme und protestierte gegen diese Vergewaltigung und Mißbrauch der Gesetze. Der Oberpräsident antwortete mit despotischer Ungeniertheit, daß weder der Pfarrer noch die Familienväter zum Proteste befugt wären. Man habe nichts anderes zu tun, als zu schweigen und ruhig sich zu fügen.

Schon im Jahre 1874 ging Winterer im Reichstag

in Berlin in einer anderthalbstündigen Anflagerede mit dem dem Elsaß aufgezwungenen Unterrichtsgesetze ins Gericht. Er zitierte das Wort Dantons: „L'enfant appartient à la République avant d'appartenir à la famille“ (das Kind gehört zuerst der Republik und dann erst der Familie an). Nachdem er die Geschichte der zahlreichen Attentate auf das Recht und die Freiheit geschildert hatte, schloß er seine Rede: „Der Mensch kommt vor dem Bürger, die Familie kommt vor dem Staat, die Familienrechte kommen vor den Staatsrechten, sie kommen vor den Rechten der Eroberung.“

Der Regierungskommissar gab in seiner Antwort des Rätsels Lösung. Er erkühnte sich vor dem ganzen Reichstag zu sagen: „Aus dem Abgeordneten Winterer hat der Haß des Priesters gesprochen; die Verwaltung erstrebt aber das Ende des klerikalen Regiments und sie wird ihr Werk fortsetzen, ohne Schwäche und Mitleid zu zeigen.“ Derjenige, den man so gern den „Propheten des Reiches“ nannte, wollte sich das Vergnügen nicht entgehen lassen, die Schulbrüder und Schulschwestern in gemeinen und frivolen Auslassungen zu beschimpfen. Bismarck war befriedigt, denn keine Versöhnung war möglich zwischen ihm und den elsässischen Abgeordneten. Der Abstand ist ein himmelweiter; diese sähen ja nur ihre Kirchtürme, Rom und Paris.

Das Elsaß wußte jetzt, woran es war. Straflos konnten diejenigen schalten, die unseren Glauben und Einrichtungen verhöhnten. Ein interdizierter Priester aus Regensburg wurde zum Geschichtslehrer in zwei Mädchenklassen ernannt; ein protestantischer Lehrer, aus

Preußen stammend, verstieg sich dazu, in einer Stunde für deutsche Literatur, die er den Mädchen der 2. Klasse hielt, diese Kinder in ihren Glaubensüberzeugungen zu verletzen, indem er mit Hohn über das allerheiligste Sakrament sprach. Eine Versammlung von Lehrern und Lehrerinnen mit antiflerikalen Tendenzen fand im Börsensaale statt; der Religionsunterricht in der Mittelschule wurde der priesterlichen Aufsicht entzogen; die Bibel von Martin Luther wurde den Schülern in die Hand gegeben; das Vaterunser wurde in der Kleinkinderschule nach protestantischer Art gebetet, das Kreuzzeichen verboten; protestantische Lehrer und Lehrerinnen lehrten in ihrer Voreingenommenheit den Kindern die Geschichte der Reformation; ja, man erzählte den Kindern die Fabel von einem Ritter, der, bevor er ein Verbrechen begehen wollte, zuerst bei Tebel einen Ablassbrief kaufte. Das Sündenregister ließe sich ins Unendliche verlängern. Die Katholiken galten als vogelfrei. Ministerialrat Baumann plauderte aus, daß der Gemeinderat und speziell August Dollfus protestantische Direktoren und soviel als möglich auch protestantische Lehrer verlangten. Dieses Detail allein wirft ein verhängnisvolles Licht auf die damalige Lage. Mitten in der tiefen Trauer des Vaterlandes fand man seinen Trost in fanatischer Proselytenmacherei.

Winterer wurde so notgedrungen zum Protestler. Er protestierte im Namen des den Kindern geschuldeten Respektes; er protestierte im Namen der Unterrichtsfreiheit und im Namen der Rechte der Familienväter; er protestierte im Namen der gefälschten Geschichtswissen-

schaft und im Namen der entstellten katholischen Glaubenswahrheiten. Der Reihe nach wandte er sich an den Gemeinderat, den Ortsschulvorstand, den Schulinspektor und die oberen Behörden in Mülhausen, Colmar und Straßburg. Sein Ruf wurde zwar nicht immer gehört, aber er fuhr trotzdem fort mit demselben Stolze und dem nämlichen Unabhängigkeitsgefühl zu sprechen. In offiziellen Kreisen hatte man vor ihm Angst. Eines Tages bat ihn der Statthalter Manteuffel, im Landesausschuß bei der Schulfrage das Wort nicht zu ergreifen. Non possum non loqui (ich muß reden) war die Antwort. Und die Regierung tat, was er selbst empfohlen hatte. Auf die Rede Winterers antwortete sie mit Schweigen. Es war eine gute Taktik. Wenn man nichts zu sagen hat, schweigt man. Die Tatsachen konnte man nicht wegleugnen.

Zur selben Zeit spielten sich auf dem Landgericht zwei Prozesse ab, die in der damaligen Zeit im ganzen Lande Sensation erweckten. Zwei Vikare von St. Stefan, Groß und Mechler, wurden vors Gericht geschleppt. Der eine war beschuldigt, in beleidigenden Ausdrücken über Kaiser und Reichskanzler, über Calvin und Luther geredet zu haben, der andere, daß er in seinem Unterricht gelehrt habe, daß weder der Kaiser noch der Reichskanzler in Religionsfachen ihm etwas zu sagen haben. Groß wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, die Anklage gegen Mechler zurückgenommen.

Einige Tage später erschien die „Neue Mülhauser Zeitung“ auf Klagen Winterers vor den Schranken des Gerichts. In gröblicher Weise hatte sie den katholischen

Klerus beschimpft und behauptet, daß der Klerus das Gewissen durch den Konfessionshaß ersetzt habe. Das nämliche Gericht, das Vikar Groß auf das Zeugnis dreier protestantischen Frauen und eines Schutzmannes hin verurteilt hatte, sprach die Zeitung frei. In der Urteilsbegründung erklärte das Gericht, die katholische Kirche sei von einem Geschwür angefressen, das Deutsche Reich werde schon in seinem Machtbereich Ordnung zu schaffen wissen.

Die „Neue Mülhauser Zeitung“ machte nicht allein in Antiklerikalismus. Sie gehörte zu der Gruppe, fast möchte ich sagen, zur Bande, die „Krieg den Ultramontanen, Krieg den Katholiken“, schrien. Schneegans traurigen Andenkens war bei den Wahlen geschlagen und mit seiner ganzen Partei abgetan, und hatte darum eine heftige Fehde gegen die Ultramontanen und die katholischen Abgeordneten eröffnet. Der „Industriel“ begrüßte mit Freude den Beginn der Feindseligkeiten. Er schrieb nach, was der ehemalige Redakteur des „Unterländer Kuriers“ geschrieben hatte: „Die nationale Frage sei nur Nebensache; man müsse vor allen Dingen das Prinzip des Liberalismus und der Demokratie retten gegen die Ultramontanen, die allein im Reichstag im Namen des Elsasses das Wort führen.“ Diese Haltung ist ekelhaft; mit Scham mußte man sehen, wie die Liebe zum Vaterland und die Erinnerung an die Vergangenheit der Rache eines niedrigen Sektierers geopfert ward.

Der „Industriel“ suchte sich zu rächen. Ein ausgesprungener Mönch, der Benediktiner Des Pilliers, mit dem Brandmal mehrerer kirchlicher und bürgerlicher



Strafen auf der Stirne, war nach Mülhausen gekommen, um hier „die wahre Religion Christi einzuführen“. Als Kapelle hatte er die ehemalige Brauerei Dumont gewählt! Die Regierung, die alle französischen Priester verjagt hatte, nahm ihn offen in Schutz. Der Aufruf des Apostaten ward im Mülhauser Cercle angeschlagen und bei mehreren protestantischen Kränzchen verteilt worden. Eine einflußreiche Persönlichkeit der Stadt machte sich zum Beschützer des gefallenen Priesters; mehrere pietistische Damen pilgerten gar fromm zur „Brauerei-Kapelle“. Der „Industriel“ zeigte sehr warmes Interesse für das Werk der Erneuerung. Man witterte Skandalgeschichten, und man stürzte sich, wie gewisse Tiere, gierig auf den Fraß. Man versprach sich Wunderberge, und darum fand Des Pilliers starke Unterstützung. Doch der Wahn war kurz. Die Kapelle in der Brauerei blieb leer. Die Organisatoren waren um ihr Geld. Der Mann ihres Herzens machte sich aus dem Staube mit den Silberlingen einiger protestantischen Großindustrieller in der Judasbörse.

Der verbrecherische Nathan kam aber wieder zurück und zitierte Pfarrer Winterer vor das Gericht wegen Verleumdung. Die Rache ist süß für die Götter; bei dieser Gelegenheit waren es gefallene Götter; und der Fall sollte noch schmählicher werden. Der Prozeß kam am 6. März 1876 zur Verhandlung. Winterer übernahm selbst seine Verteidigung. Es war eine niederschmetternde Anklage gegen den abgefallenen Mönch, gegen den Kreisdirektor von Mülhausen und gegen die „Neue Mülhauser Zeitung“. Die vorausgegangenen

**André GANTER**

3 bis, rue de Mulhouse

68790 MORSCHWILLER-le-BAS

☎ (89) 42 68 34

Berurteilungen des ausgesprungenen Mönches, die verschiedenen Mißbräuche in der Amtsführung des Kreisdirectors und die beleidigenden Artikel der „Neuen Mülhauser Zeitung“ bildeten ein schreckliches Aktenmaterial gegen den Kläger.

Der Angeklagte war in guter Stellung. Er hatte die erwünschte Gelegenheit, die schon im Reichstag gemachten Enthüllungen noch besser hervorzuheben und sie an den Pranger zu stellen. Des Pilliers wurde mit seiner Klage abgewiesen und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt. Das Gericht hatte sich nicht einmal zur Beratung zurückgezogen.

Der Prozeß machte Sensation im ganzen Lande. Die Abonnenten der ère chrétienne ließen massenhaft den Apostaten im Stich und schämten sich ihres Schützlings. Des Pilliers suchte vergebens noch einige Trümmer aus dem Schiffbruch zu retten. In einem Briefe an den „Industriel“ klagte er den Pfarrer von St. Stefan der Verleumdung an. Winterer sandte sofort eine Erklärung an die Zeitung, die aber die Aufnahme verweigerte. Ein zweiter Brief mußte folgen mit der Aufforderung, im Namen des Gesetzes, die beiden Briefe zu veröffentlichen. Der „Industriel“ tat es endlich, kündigte aber eine Gegenantwort an, die jedoch nie erschienen ist. Es war dies eine seiner letzten Heldentaten; er stellte bald sein Erscheinen ein und an seine Stelle trat der „Express“.

Im Jahre 1877 erhielten die Juden die Genehmigung, eine israelitische Zeitung zu gründen. In Mülhausen gab es von nun an 4 Zeitungen: die israelitische

Zeitung, das „Journal de Mulhouse“, die „Neue Müllhauser Zeitung“ und der „Express“. Die drei letzteren stachen unter einer Decke, wenn es galt, die Katholiken zu beschimpfen.

Der „Express“ gab den Ton an. Er war von einem Schweizer und zwei aus Frankreich ausgewiesenen Kommunarden, namens Mauduit und Cavalier, letzterer mit dem Beinamen Pipe-en-bois, redigiert.

In dem Redaktionsbureau hatte man das sichere Bewußtsein, daß man straflos verleunden konnte, und man war feige genug, Leute zu beschimpfen, die sich nicht verteidigen konnten. Der Pfarrer von St. Stefan sandte an den Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen die gesetzliche Erklärung, daß er vom 19. Oktober ab ein Wochenblatt, „Der Elsässer“ herausgeben werde. Schon am 10. Oktober teilte ihm der Bezirkspräsident von Colmar im Namen des Oberpräsidenten von Möller mit, daß kraft des § 10 der Diktatur das Erscheinen der Zeitung untersagt sei. Die Katholiken waren also vogelfrei; es war erlaubt, sie nach Herzenslust zu beschimpfen; man versagte ihnen sogar das Recht, sich zu beklagen.

Winterer brachte die Sache vor den Reichstag. Er betonte ganz besonders, daß die Regierung, die ihm die Gründung einer Zeitung untersagte, am „Express“ zwei Kommunarden als Redakteure dulde. Drei Stunden dauerte die Debatte; von 9 Rednern erlaubten sich bloß 2 die Regierung zu verteidigen aber nur mit der äußersten Zurückhaltung. Mauduit wurde freundlichst eingeladen, aus der Redaktion auszuschneiden, Cavalier

kehrte nach seiner Begnadigung nach Frankreich zurück und starb dort, wie er gelebt hatte.

Den Katholiken blieben nur zwei Mittel zur Abwehr, das Gericht und die Broschüre. Winterer mußte beides in Anspruch nehmen; am 28. Juni 1878 nahm er das „Journal de Strasbourg“ vor Gericht wegen Verleumdung. Das offizielle Organ hatte als hauptsächlichsten Urheber des Streiks von 1870 in Mülhausen, Gebweiler und Thann Pfarrer Winterer hingestellt und die Fabel einer geplanten Bartholomäusnacht im Elsaß zur Zeit des Krieges wieder aufgetischt. Die Unehrllichkeit und Böswilligkeit der Verleumdung war klar. Das Blatt wurde in scharf begründetem Urteil zu 50 Mk. Strafe mit Insertionsbefugnissen verurteilt.

Im November des Jahres 1877 veröffentlichte Winterer eine Broschüre: „Die elsässische Presse und der Alerikalismus“. Es war ein flammender Protest gegen die Angriffe auf Rom, die Kirche und den Alerus. Es folgte gleich darauf ein „Brief an ein Pfarrkind“. Darin wurde eine Reihe von Artikeln aus dem „Express“ über die Grundsätze der Revolution, die christliche Erziehung, die Gottheit Christi und den sozialen Einfluß der Kirche gebrandmarkt. Der „Express“ verherrlichte die Revolution, bekämpfte die christliche Erziehung, zog die Person Christi in den Schmutz und suchte den moralischen und sozialen Einfluß der Kirche im Laufe der Jahrhunderte zu vernichten. Der „Brief“ gab den Anstoß zu noch viel unloyaleren und unverschämteren Angriffen. Ein „Dritter Brief an ein Pfarrkind“ machte diesen Angriffen den Prozeß. Damit war aber Pastor

Orth nicht einverstanden. Er fand es für angebracht, daß der „Express“ Recht hatte, gegen den Klerikalismus, den Ultramontanismus und Syllabus loszuziehen; er hatte nur Unrecht am Christentum sich zu reiben. Mit anderen Worten wollte er sagen: Hauet nur tüchtig auf die Katholiken, soviel euch gut dünkt; ihr tut ein gutes und nützliches Werk, aber nur u n s rührt nicht an. Es war dies wenig liebevoll, wenig „evangelisch“, es war vor allen Dingen sehr kurzfristig; denn die Feinde der Kirche sind auch die Feinde Jesu-Christi.

Die unheilvolle und ungeschickte Vermittlung des protestantischen Pastors überraschte die Katholiken nicht sehr. Sie war der Ausdruck, wie damals die Protestanten gesinnt waren. Die protestantisch-orthodoxe Partei Müllhausens hatte im Januar 1877 Bohson, den ehemaligen ausgesprungenen P. Hyacinthus, eingeladen, in die oberelsässische Industriestadt zu kommen. Die Kanzel des neuen Tempels ward ihm zur Verfügung gestellt. Mit Feuereifer verkündigten die Pastoren seine Ankunft auf der Kanzel und baten die Zeitungen um Aufnahme der großen Neuigkeit in ihren Spalten. Pfarrer Winterer tat das gleiche. Er kündigte auch von der Kanzel herab die „große Neuigkeit“ seinen Pfarrkindern an und „drückte die Hoffnung aus, daß alle ihre Pflicht verstehen und sich ihrer würdig zeigen werden einer solchen Herausforderung gegenüber“. Der Ausdruck war am Platze. Die Einladung war eine unverschämte Herausforderung. Es war dies ein Fehler gegen die elementarsten Regeln der Schicklichkeit, ein Fußtritt gegen die Toleranz, die man immer predigt aber nicht übt, eine

Brandfackel der Uneinigkeit inmitten der Bevölkerung und eine mutwillige Beschimpfung der Katholiken. Diese ließen auch durchblicken, daß sie es verstehen werden, ihre Pflicht zu erfüllen und eine Manifestation zu verhindern, die so offensichtlich das Kreuzzeichen auf der Stirn trug.

Der protestantische Presbyterialrat ward darüber beunruhigt. Er benachrichtigte den Expater Hyacinthus, daß er ihm die Kanzel des Tempels nicht überlassen könne. Gute Freunde boten ihm dafür das Theater an. Von der Kanzel von Notre-Dame in Paris auf die Bretter des Mühlhauser Theaters war der Fall tief, sehr tief, der Gegensatz gewaltig! Johnson verstand es wohl, er wollte nicht den Komödianten spielen; vielmehr zog er es vor, seine Beredsamkeit in Straßburg hören zu lassen. Der geplante Schlag war jämmerlich mißglückt.

Uebrigens war man nur alten Traditionen treu geblieben. Während der Fastenzeit i. J. 1875 hatten Pastoren und protestantische Literaten in dem Börsensaal und Longchamp, der Redakteur des „Industriel“ im Arbeitercercle, eine Reihe von Konferenzen veranstaltet. Hier wie dort war das Thema gegeben, der Angriff auf die Dogmen und Gebräuche der Kirche. Außerhalb dieses Rahmens scheint die Wissenschaft diesen Verächtern Christi und seiner Kirche auszugehen. Der frische Hauch fehlt, sobald die antireligiöse Leidenschaft nicht mit vollen Segeln das Schiff treibt, auf dem ihr Haß und ihre Wut geborgen ist.

Winterer ermüdete nicht im Kampfe; gegen neue Angriffe antwortete er mit neuen Verteidigungswaffen.

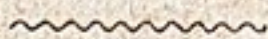
Im Jahre 1880 veröffentlichten der „Express“ und die „Neue Mülhauser“ (in Politik zwar feindliche Brüder, aber einig im gleichen religiösen Haßgeföhle) haßerfüllte Artikel über die Vertreibung französischer Ordensleute durch die Regierung. Der „Express“ verhöhnte und beschimpfte diese Opfer, er stellte sie hin als Faulenzer, die auf Kosten der Dummheit des Volkes lebten. Es blieb einem elsässischen Blatte, dem Mülhauser „Express“, vorbehalten, Franzosen zu verhöhnen und die elsässischen Katholiken als Dummköpfe zu behandeln! Das Blatt zeigte damit, was es an Gehässigkeit leisten konnte. Winterer gab von der Kanzel herab diese ebenso feigen wie falschen Verdächtigungen der öffentlichen Entrüstung preis.

Die Redefreiheit hatte dort ihren Zufluchtort. Von der Kanzel allein herab war es möglich, den abgefallenen Nathan, die Tempelschänder, die schmutzigen Judasseeleu, die Feinde Christi und die Verfolger der Kirche zu geißeln. Das Echo davon drang über die engen Grenzen des Heiligtums hinaus und erweckte in der Seele des Volkes dieselben Geföhle der Entrüstung.

Die Ueberschrift dieses Kapitels „Gegen den Feind“ ist also wohl gerechtfertigt. Wir haben bloß den Schleier der Geschichte der 10 ersten Jahre nach der Annexion gelüftet. Um vollständig zu sein, brauchte es Bände. 30 und 40 Jahre nachher bäumt sich unser Herz auf vor Ekfel bei Betrachtung der gegen die Katholiken Mülhausens angezettelten Verschwörung. Diese Katholiken hatten in den Augen einiger Renegaten das Verbrechen auf dem

Gewissen, daß sie mit derselben Liebe dem Elsaß und der Kirche dienten.

Winterer hat sich um beide wohl verdient gemacht. Auf der Kanzel, vor Gericht, im Reichstag und im Landesausschuß hat er die Rechte und Freiheiten dieses zweifachen Vaterlandes verteidigt. Darum hat er auch am meisten Recht auf unsere Erkenntlichkeit.







## Fünftes Kapitel.

---

### Winterer als Schriftsteller.

Einer der ersten literarischen Versuche Winterers ist der Abtei Murbach und ihrem letzten Abt Kasimir von Rathsamhausen gewidmet. Kommt uns doch noch heute wie ehemals das Blumental wie ein Winkel des Paradieses vor. Der azurblaue Himmel, der sich über ihm wölbt, die Berge, die es einfassen, die Bäche, die in Wasserfällen zu Tale stürzen, jene Sagen, in jeden Waldpfad, jede Quelle im Tal und jeden Fels der Berge in ein poetisches Gewand kleiden, alles das verleiht der Natur einen unausdrückbaren, unwiderstehlichen Reiz. Auch Winterer hat diesem Zauber nicht widerstehen können, als er nach Gebweiler kam. Er hat, wie er selbst sagt, da und dort eine Blume gepflückt und einen lieblich duftenden Blumenstrauß damit gewunden. Die eine dieser Blumen ist eingemeißelt in den Steinen, auf denen ein berühmtes Kloster ruhte, die andere ist entsprungen einer lebendigen, reinen Seele, klar wie die Quelle im Tal, duftend wie die Blume auf der Wiese, kräftig und hart wie der Granit des Gebirges.

Murbach! Schon der Name bedeutet für uns ein ganzes Gedicht, ja wir können sagen, ein ganzes Epos.

Murbach ist die Wiege unseres Glaubens und unserer Zivilisation, es ist lange Jahrhunderte hindurch die Heimstätte von Wissenschaft und Tugend. Die Geschichte zeigt uns zuerst den hl. Birmin, in seiner Eigenschaft als Mönch und seiner Tätigkeit als Apostel; sodann hören wir von der Klostergründung zu Ehren der hl. Jungfrau Maria, des hl. Michael, der Apostel Petrus und Paulus, des hl. Leodegar. Die Geschichte erreicht ihren Höhepunkt in einer Reihe berühmter Männer, die sich von Birmin bis auf Kasimir von Rathsamhausen erstreckt. In erster Linie erwähnt sie den Geschichtschreiber der Franken, den Biograph des hl. Leodegar, den großen Alkuin, Simpert; den heiligen Bischof von Augsburg und andere nicht weniger bekannte Persönlichkeiten. Allein die Zeit des Verfalles nahte, vorbereitet durch die schrecklichen Vorgänge während der großen Revolution.

Winterer zeichnet mit sicherer Hand die Umrisse jener Bilder. Die Skizze läßt nichts zu wünschen übrig. Zwar führt seine Geschichte geraden Weges dahin; aber dieser Weg geht doch nicht zu schnell. Er gestattet uns, die lieben Gestalten zu begrüßen, die charakteristischen Merkmale jener Jahrhunderte zu zeichnen, uns ein Bild zu machen von der Umgestaltung des Landes; er läßt uns eine glanz- und ruhmvolle Vergangenheit erfassen und jenem Erdenwinkel im elsässischen Vaterlande unsere Bewunderung darbringen, wo St. Amarin, Masmünster, Lüzel, Luxueil ihre Kraft und Leben schöpften.

Der Blick des Historikers verweilt jedoch mit Wohlgefallen an der Person Kasimirs von Rathsamhausen.

Er schildert so das Leben eines Mannes, der alle Tugenden praktisch ausübt und im Rufe der Heiligkeit am Ende eines Jahrhunderts stirbt, in dem die Verderbtheit überhand genommen. Trotz seiner zahlreichen vornehmen Ahnen fühlt sich der Fürst hingezogen auf die Seite des niederen Volkes, um es zu Gott zu erheben. In seiner Güte gegen die Kinder, seiner Milde gegen die Sünder, in seiner unerschöpflichen Mildthätigkeit gegen die Unglücklichen verzichtet er auf alles, um alles den Armen zu spenden. Er selbst lebt mit Wenigem: ein Stück Brot ist genug für ihn. Er schläft auf der bloßen Erde, trägt ein härenes Bußkleid, geißelt sich und weihet Gott den größten Teil seines Tagewerkes in jener schönen Kollegiat-Kirche, die sein Werk ist. Jene Kirche will er schön und groß haben, weil Gott darin wohnen soll. Deshalb wohl gewährt ihm Gott die Gunst, den letzten Tag seines Lebens darin zu verbringen. Wie Maria auf dem Chorgemälde, so steigt er aus dem Heiligtum auf dieser Erde in das Heiligtum der Auserwählten. Der hl. Pirmin erwartet ihn dort und will aus seinem Munde den Bericht hören über die letzten Leiden eines Ordenshauses, das er so sehr geliebt.

Aber schon fesselte eine andere Gestalt den Pfarrer von Gebweiler. Er macht sich los von Kasimir von Rathsamhausen, um sich der Person der hl. Odilia zuzuwenden, die die Geschichte unseres Landes beherrscht, wie der Berg, der ihren Namen trägt, das Rheintal beherrscht. Er nimmt sich vor, in seiner Studie Geschichte wie Ueberlieferung zu Räte zu ziehen und in Verbindung mit der Heiligen die geschichtlichen Ereignis-

nisse des christlichen Elsasses im siebten und achten Jahrhundert zu erwähnen.

Die hl. Odilia ist mit dem Elsaß geboren oder vielmehr, das Elsaß ist mit der hl. Odilia geboren. Sie lebt, betet, arbeitet auf dem heiligen Berge wie der Schutzengel bei einer Wiege. Mit ihr und ihrer Familie beginnt die Geschichte unseres Landes mit seinen Grafen, Herzögen, seinen Einrichtungen, mit seinem Glauben und seinen Klöstern. Aber bevor sie Winterer in dieser ungetriebten Schönheit zeigt, macht er sich eine Pflicht daraus, das Gewölk, das ein Ausländer, ein Professor aus Basel, um die äußerst liebliche Gestalt der Heiligen angehäuft hatte, zu zerstreuen. In einer bemerkenswerten Einleitung entlarvt er die Methode des Herrn Roth, die darin besteht, je nach Bedürfnis Kühn zu bejahen oder zu verneinen, die verschiedenen Nuancen zu kennen, die man gerade ans Licht ziehen oder im Dunkeln liegen lassen muß, sich mit einer Scheingelehrsamkeit zu brüsten, eine Reihe von „vielleicht“ und „wahrscheinlich“ anzuführen, um dann Schlüsse zu ziehen, bei denen es keine „wahrscheinlich“ und „vielleicht“ mehr gibt.

Das System ist bekannt. Diese Herren, die den Glauben an die Heiligen ausrotten und die Legenden zerstören möchten, bilden ja eine ganze Schule. Sie rühmen sich noch, wenn sie verbrecherisch Hand anlegen an die ehrwürdigsten Traditionen, an die liebsten Erinnerungen, an die heiligsten Denkmäler, gleich als ob jene Ueberlieferungen nicht so rührend und aufrichtig den Glauben unserer Väter widerspiegeln lie-

ßen, gerade als wenn diese Legenden nicht zwanzig Generationen feuriger, tatkräftiger Christen erzogen, entzündet und getröstet hätten. Ueberlieferungen und Legenden sind für den Historiker oft ebenso kostbare Quellen wie die geschriebenen Urkunden. Er kann die Tatsache, die Wahrheit, die Personen herauschälen, ebenso wie er zeigen kann, was an einem alten Texte Falsches, Eingeschobenes und Unsicheres ist. Winterer beweist leicht, daß, wenn die Strahlenkrone der hl. Odilia auch ein Produkt des Volksglaubens und der vertrauensvollen Bewunderung ist, das ganz richtig ist, weil sie erstrahlt in dem Licht, das die göttliche Barmherzigkeit gnädig in die schlichten, gläubigen Herzen ausströmen läßt. Unsere Vernunft ist immer in einiger Beziehung beschränkt. Die Bildung dieser Halbgelehrten ist es oft nach jeder Seite hin. Der Artikel des Herrn Roth hat Zeit gehabt, schimmelig zu werden, nachdem er schon in der Zeitschrift, die ihm gastliche Aufnahme gewährt hatte, der Vergessenheit anheimgefallen ist; die Gestalt der hl. Odilia jedoch hat sich nicht in den Schatten drängen lassen. Heute noch wie gestern erstrahlt sie in demselben Glanze und lockt immer in größerer Zahl die Pilger auf den hl. Berg, die ihr in frommem Glauben zugetan sind.

Nachdem der Biograph auf diese Weise den Boden geebnet hat, dringt er mit einer grenzenlosen, kindlichen Liebe in seinen Gegenstand ein. Eine mehrere Jahrhunderte lange Periode rollt sich vor unseren Augen ab in einer Reihe bemerkenswerter Gemälden. Die Morgenröthe eines schönen Tages sticht in scharfen Umrissen von

dem finstern Stolze Adalrichs ab; langsam wird das Licht milder und strahlt in größerer Fülle. Neben dem Schlosse, einer Höhle der Gewalt und des Schreckens, erhebt sich das Kloster, die Stätte des Stillschweigens, des Gebetes, des Friedens. Odilia bezeichnet den Anfang des religiösen Lebens im Elsaß. Sie ist lange Zeit hindurch die lebendige Regel ihres Klosters. Gott ließ Wunder geschehen unter ihren Schritten. Die Quelle, die aus dem Boden sprudelt, die Ruine der Kapellen verewigen ihr Andenken durch die Zeiten hindurch mit einer unnennbar durchdringenden Poesie. Straßburg konnte dem Zauber so großer Tugenden nicht widerstehen. Die hl. Attala steigt von Hohenburg herab, um sich in dem von Adalbert gegründeten St. Stefan einzuschließen. Hohenburg verlor so eine ihrer lieblichsten Blumen; die Nonnen eine ihrer erbaulichsten Gefährtinnen; Odilia ihren süßesten Trost. Odilia verläßt die Erde, um in den Himmel einzugehen. Sie bittet für ihre Familie. Sie wacht über das heißgeliebte Heiligtum. In mütterlicher Zärtlichkeit läßt sie ihm ihren Schutz angedeihen. Unter ihren Töchtern ragt Herrad von Landsperg hervor. Herrad von Landsperg, wirksam und tatkräftig wie die Heiligen des siebenten Jahrhunderts, Gründerin der Priorei St. Georg und des Klosters Truttenhausen, Herrad, die eingeweiht ist in die Theologie, Philosophie und die Kenntniss des Mittelalters, eine wegen ihrer Reize und Fruchtbarkeit bewundernswerte Künstlerin, eine so zärtlichweiche Dichterin, wenn sie sich an ihre geistige Herde wendet, so heilig begeistert, wenn sie das Kind von Bethlehem besingt, so unerschöpflich, wenn sie

die Wichtigkeit alles Irdischen schildern will, Herrad schließlich, die Verfasserin des Hortus deliciarum.

Heute noch betrachtet Odilia liebevoll ihr teures Ordenshaus, das wieder hergestellt worden ist. Sie ist glücklich, wenn sie sieht, wie das liebe Elsaß treu geblieben ist den Traditionen seiner dreizehnhundertjährigen Vergangenheit.

In dem Augenblick, wo Winterer die letzte Strophe seines Lobliedes auf die hl. Odilia singen wollte, rief ihn das Vertrauen seines Bischofs nach Mülhausen. Sein Arbeitsfeld änderte sich, seine Arbeit sollte von selbst eine andere werden. „Die Verfolgung der Religion im Elsaß“ während der großen Revolution bezeichnet den Uebergang. Winterer dachte an eine bloße Studie über die Zivilkonstitution des Alerus im Elsaß, aber in dem Maße, wie er Quellen und Beweise zu Rate zog, erweiterte sich der Rahmen, die Kapitelzahl verdoppelte sich, und fast unbewußt entstand ein Buch von brennendem Interesse. Er rettete eine der ergreifendsten Seiten unserer Geschichte von der Vergessenheit. Er faßte gleichzeitig eine glückliche Initiative, ein Bild zu geben von der Revolution und ihrem wahren Charakter, ihrem Haß gegen Gott und die katholische Kirche.

Jules Sauzay hat in seiner Geschichte der Verfolgung im Département Doubs während der Revolution die Tatsachen in ein falsches Licht gestellt; Véron-Réville hatte in demselben Geiste die Geschichte der Revolution im Oberelsaß geschrieben; Winterer erweitert nun den Rahmen und beschäftigt sich mit dem ganzen Elsaß. Achtzehn Kapitel von peinlichem Interesse folgen aufeinander.

der, ausgehend von den ersten ungestümen Kundgebungen gegen die Klöster von Lautenbach und Marbach bis zur Rückkehr der Verbannten nach dem Elsaß. Die Konfiskation der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und der religiösen Kongregationen gehen als Vorboten des blutigen Dramas voraus. Die Zivilkonstitution des Klerus, der Eid auf die Verfassung, die Organisation des Schismas bezeichnen die verschiedenen Stufen der revolutionären Bewegung. Es folgt unmittelbar die heftige Verfolgung, die alle treugebliebenen Priester zur Verbannung verurteilt und die verbannten Geistlichen, falls sie auf französischem Grund und Boden angetroffen wurden, mit dem Tode bedroht. Es kommt die Zeit der Schreckensherrschaft mit ihren unvernünftigen Ausartungen im Kultus der Göttin der Vernunft, der Entweihung von Kirchen und Friedhöfen, den Schrecken der Guillotine, den blutigen Spuren, die ein Eulogius Schneider und seine Genossen hinter sich gelassen haben.

Das Elsaß bleibt seinem Glauben treu. Der Klerus zieht Verbannung und Tod einem schmachvollen Abfall vor. Allen Drohungen zum Trotz fährt das Volk in der Heiligung des Sonntags und der Feiertage fort. Winterer widmet ein Kapitel den gläubigen Bekennern, den Priestern, die der Märtyrerkrone für würdig befunden wurden. Diese Märtyrer finden sich auch in großer Zahl unter den Gläubigen. Sie schreiten in den Tod, mutig wie die Blutzengen in den ersten Zeiten der Kirche. Es gibt keinen Weg, der schneller in den Himmel führt, sagen sie: „Brüder, habt keine Furcht, wir sterben für Gott und unsern Glauben.“



Die Tränen treten einem in die Augen, wenn man diese Seiten liest. Man empfindet es schmerzlich, wenn man sehen muß, daß sie nicht zahlreicher sind und nicht tiefer in alle Einzelheiten eindringen. Man macht das Buch zu mit dem Wunsche, diese edlen Opfer ihres Glaubens in unserm katholischen Elsaß bald in einem Verzeichniß der Märtyrer begrüßen zu können, um an diesen Helden-seelen die Lehre zu nehmen, nie am Recht, an dem Glauben, an der Kirche zu verzweifeln.

Wäre die Wiederkehr solcher Zeiten möglich? Ja, und wenn dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen, so kann man, man braucht nicht Prophet zu sein, vorhersagen, daß wir reißend schnell der Revolution, der sozialen Katastrophe entgegen-eilen. Diese Frage beschäftigte auch schon Winterer. Sie ist bis an sein Lebensende die große Lebensfrage geblieben. Er opfert ihr alle Stunden auf, die er der großen, sorgenvollen Arbeit seines Dienstes irgendwie entziehen kann. Schon 1878 gibt er eine Schrift heraus: „Der Sozialismus unserer Zeit“; er skizziert in großen Zügen die sozialistische Bewegung in Europa und Amerika. Bis zum Jahre 1874 hält er sich kurz zusammenfassend an die Arbeit Rudolph Meyers über die „Emanzipation des vierten Standes“. Er vervollständigt seine Studie mit den Arbeiten Eugen Jägers und Oskar Testüts; von 1874 an gibt er das Resultat seiner eigenen Beobachtungen, die er fast alle aus dem offiziellen deutschen Sozialistenorgan, dem „Vorwärts“ geschöpft hatte.

Schon damals war die Mehrzahl der Sozialisten Gottesleugner, trug Gotteslästerung und den Haß auf

der Zunge. Der Sozialismus gab zwar noch keine genaue Lehre inbetreff der Einrichtung der Familie und der erstrebten Staatsform. Er will zunächst zerstören, um dann auf den angehäuften Trümmern neu zu bauen. Aber schon damals rief Bebel im Reichstag aus: „Ihr werdet unsere Organisation nicht in Scherben schlagen! Ihr müßt denn die Werkstätten, die Fabriken, die Eisenbahnen und die Post vernichten. Das ist unmöglich. Wir haben unsere Anhänger dort, wo ihr es nicht einmal ahnet, wohin auch die Polizei niemals dringen wird. Um unsere Tätigkeit zu überwachen, müßte man das Spitzelsystem erweitern, das Polizeipersonal ins Unendliche vermehren; das würde ungeheure Mehrausgaben verursachen und die Steuern erhöhen.“ Mit Wohlbehagen verbreitete er sich dann über die Helfershelfer der Partei und schloß mit folgenden Worten: „Die moderne Wissenschaft reicht uns die Hand; wir erkennen ihre Lehren und ihre Schlußfolgerungen an; wir streben danach, daß diese in das Leben des Volkes und in den Staatsorganismus eindringen.“ Früher schon hatte er gesagt: „Die Ultramontanen sind unsere Todfeinde.“

Der Sozialismus machte Riesenschritte. Schon 1882 setzte Winterer seine Arbeiten in einer Broschüre fort: „Der Sozialismus unserer Zeit; drei Jahrgänge seiner Geschichte“. Er brachte klare Beweise, daß die sozialistische Bewegung mehr ist als eine bloße Wahnvorstellung, ein Produkt leidenschaftlicher Erregung, daß sie eine allgemeine Verschwörung sei, die andauern und nicht mehr beseitigt werden könnte, eine Verschwörung auf Leben und Tod gegen die menschliche Gesellschaft. „Ver-

liert eure Zeit nicht bei einer Wahlagitation, die doch zur Erfolglosigkeit verurteilt ist. Wenn ihr überzeugte Sozialisten seid, so agitiert in eurer Umgebung, in den Reihen der Arbeiter. Stacheln den Haß des Unterdrückten gegen den Bedrücker auf!"

So liegt die soziale Frage in ihrer ganzen, drohenden Wirklichkeit. Der Haß ist ein furchtbares Mittel zur Verbreitung solcher Ansichten, und es müßte einer mit Blindheit geschlagen sein, wenn er nicht die ungeheure Gefahr einer solchen Verschwörung erkennen würde. Wehe denen, die das Wetterleuchten vor dem Blitze nicht bemerken oder denen, die aus dem ersten Grollen des Donners nicht das Herannahen des Unwetters erkennen!

Die Ereignisse rechtfertigten mehr und mehr auch die pessimistischsten Vermutungen. Der Anarchismus mit seinen schrecklichen Attentaten tritt wieder in Tätigkeit, um der ganzen Welt die Parole des Klassenhasses zu geben. Und diese Verbrechen preist man dann als „Taten, die nur mit denen jener Heldennaturen zu vergleichen sind, die bloß zu ganz außerordentlichen Zeiten leben und die durch ihre Handlungen die Menschen zu Hunderttausenden in Begeisterung zu versetzen wissen. Auf denn, ans Werk! Es handelt sich nicht mehr darum, einen Gottesdienst zu unterbrechen; nein! es gilt jetzt, die Religion und alle ihre Anhänger von Grund aus auszurotten. Tod und Verderben dem Pfaffentum! An jenem Tage, an dem die rote Fahne am Giebel ihrer Häuser flattert, wird man die Priester in Stücke zerhauen und den Hunden zum Fraße vorwerfen!"

„Der Tag ist da, wo die Parole lautet: Einer für alle und alle für einen. Laßt das Kriegsgeschrei ertönen: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Zu verlieren habt ihr nichts als Ketten, zu gewinnen eine ganze Welt! Ihr Tyrannen der ganzen Welt erzittert! Nur noch eine kleine Weile und eure kurzsichtigen Augen sollen den roten Schein des Tages der Gerechtigkeit sehen können.“

Die „Soziale Gefahr“ (1885 erschienen) ist in erster Linie dem anarchistischen Sozialismus gewidmet. Es sind Seiten darin, die einen erzittern machen. „Der Revolutionemann trägt einen heiligen Charakter. Für ihn gibt es nichts Persönliches, keinen Vorteil, keine Meinung, kein Eigentum, ja nicht einmal einen Namen. Bei ihm ist alles aufgegangen in einem einzigen Objekt, in einem einzigen Gedanken, in einer einzigen Leidenschaft: der Revolution. Er hat vollständig im tiefsten Grunde seines Wesens gebrochen mit jeder bestehenden bürgerlichen Ordnung, mit der ganzen zivilisierten Welt, mit ihren Gesetzen, Sitten, mit ihrer Moral. Er hat dem allem unerbittliche Feindschaft geschworen: er ist nur da, um zu vernichten.“

„Der Revolutionemann verachtet im höchsten Grade den Doktrinarismus und die moderne Wissenschaft. Er kennt nur eine Wissenschaft: Die Zerstörung. Er studiert Mechanik, Physik, Chemie und vielleicht auch Medizin: aber bei allem verfolgt er nur den Zweck, zu zerstören. In derselben Absicht gibt er sich dem Studium der lebenden Wissenschaft hin, d. h. dem Studium der Menschen, ihres Charakters und ihrer sozialen Stellung. Sein Wunsch wird immer sein, möglichst schnell und mit

der größtmöglichen Sicherheit die Vernichtung dieser unwürdigen sozialen Zustände zu erreichen. Er blickt mit Verachtung auf die öffentliche Meinung. Dieselbe Geringschätzung und den gleichen Haß zeigt er gegen die bestehende Sittlichkeit in allen ihren Äußerungen. Für ihn ist alles gesetzlich erlaubt, was der Revolution zum Siege verhilft; alles, was ihr hemmend entgegentritt, ist unfittlich und verbrecherisch."

Und angesichts dieses stumpfsinnig-wilden, alle Grenzen übersteigenden Hasses rief Winterer aus: „Zugegeben, das streitende Heer des Kollektivismus erreicht bloß die Zahl 100 000 — in Wirklichkeit aber übersteigt es diese Ziffer — bedeutet nicht schon dieser Umstand eine äußerst schwierige Situation? Hunderttausend Menschen, die das Dasein Gottes leugnen, die nicht an ein zukünftiges Leben glauben, die von den unerläßlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nichts wissen wollen? Hunderttausend Menschen, die in allen denen, die unter irgend einem Namen eine soziale Stellung bekleiden, nur verhaßte Ausbeuter erblicken? Hunderttausend Menschen, die alle möglichen Einwendungen ins Feld führen gegen ein ökonomisches System, das weit davon entfernt ist, gegen die Kritik gesichert zu sein, Menschen, die ausgerüstet sind mit jener geheimnisvollen Macht, die wir Lüsternheit nennen, die entflammt sind vom Klassenhaß, der sie zu gewissen Stunden zu den schrecklichsten Taten hinreißt? Hunderttausend Menschen, die dazu berufen zu sein glauben, das Proletariat zu retten, die sich an alle Unzufriedenen wenden mit einer umso mehr verführerischen Presse, weil sie meistens lichtscheu

ist, die sich an sie wenden in den beständigen Beziehungen des täglichen Lebens, in den mühseligen Stunden ihrer Arbeit! Man mache sich keine Illusionen! Es ist in der That eine gewaltige Macht, die nur auf Zerstörung hinarbeitet.“

Von einer Illusion hat niemals die Rede sein können, und gerade heute ist sie weniger möglich als je. Die Hunderttausend haben sich verzehnfacht; es sind Millionen geworden, die bereit sind, den Schrei zum Aufbruch auszustößen, wenn ihre Führer sie zum sozialen Kampf rufen werden. Winterer hat schon diese Beobachtung machen müssen; sein Schmerz darüber war groß. Er hat beständig wiederholt, der Sozialismus sei die völlige, verhängnisvollste Verneinung, die die Welt je gesehen. Er bewies es einmal mehr in seinem Buche, der „Sozialismus unserer Zeit.“ Er stellt darin folgende Fragen: „Was ist der Sozialismus? Was für Ziele hat er? Welches ist sein Kriegsplan? Mit welchen Mitteln geht er zu Werke? Was für Erfolge hat er in den verschiedenen Ländern zu verzeichnen?“

Und nachdem er die Antwort darauf gegeben, schließt er mit folgenden Worten: „Dem Lösungswort des Sozialismus: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ halten wir das Lösungswort des Christentums entgegen: „Christen aller Länder, vereinigt euch!“ Das soziale Uebel ist groß; aber die Hilfsquellen, die Gott den Menschen gegeben, sind unermesslich.“

Die Wahlen im Januar dieses Jahres hätten Winterer Material geliefert für ein Kapitel von besonderem Interesse in seinen Studien über den Sozialismus. Der

Liberalismus hat eine Schlappe erlitten, wie sie bisher in der Geschichte noch nicht da war. Er verfiel vollständig vor der politischen und sozialen Welt. Der Sozialismus, sein Waffenbruder im Kampf gegen die Katholiken, hat ihn niedergeworfen, zertreten und in demütigender Weise vernichtet. Alle größeren Städte im Reich haben die rote Fahne gehißt. Berlin ist in den Händen der Revolutionspartei. Die Regierung hat nicht einmal die kaiserliche Residenz Potsdam retten können. Der Sozialismus zieht mit stolz erhobenem Haupt in den Reichstag ein und bildet dort die zahlreichste, stärkste, bestdisziplinierte Fraktion: Die zahlreichste mit ihren 110 Sitzen, die sie gewonnen hat, die stärkste mit ihren mehr als 4 Millionen Streitern, die auf den Kampfplatz getreten sind, die bestdisziplinierte in ihrem Klassenhaß, durch ihre immer glänzenderen Erfolge, durch ihre Zukunftsforderungen.

Man könnte ein besonderes Kapitel für das Elsaß schreiben. In allen wichtigen Gemeinden des Ober-Elsasses ist eine sozialistische Majorität herausgekommen. Ueberall, selbst in wenig bedeutenden Dörfern, hat sich der Sozialismus behauptet mit wahnsinniger Leidenschaftlichkeit, mit einer unverschämten Kühnheit, aber auch mit Erfolgen, die alle Berechnungen vereitelten und alle Vermutungen umstürzten. Mühlhausen geht an der Spitze der Bewegung. Der sozialistische Kandidat ist mit 20 261 Stimmen gewählt worden, wovon 11 221 auf die Stadt, 9040 auf das Land entfallen. Wir sind über die Zeiten hinaus, wo Winterer schrieb: „Die sozialistische Bewegung ist, Gott sei es gedankt, im Elsaß noch schwach.

Sie hat 1881 im Mülhauser Wahlkreis 462 und im Straßburger 89 Stimmen erhalten. Die Arbeiter aus Deutschland und der Schweiz stellen das Hauptkontingent im Elsaß."

Die Lage hatte sich schon 1890 geändert. Im Jahre 1884 hatte der sozialdemokratische Kandidat 2939 Stimmen erhalten, im Jahre 1890 war der sozialdemokratische Kandidat Hinkel mit 9750 Stimmen gewählt worden. Die Sozialdemokraten hatten sich in Arbeitervereinigungen zusammengetan. Die Losung war gegeben worden; sie hieß: „Stimmt für einen Arbeiter!“ Die großen Werkstätten und Fabriken wiederholten sie um die Wette und zollten laut der Kundgebung Beifall, die sozialem Haß entsprungen war. „Wählet einen Arbeiter! Stimmt nicht für einen Fabrikanten, einen Kapitalisten!“ hieß es in dem Wahlaufruf. Die Massen ließen sich hinreißen. Die Arbeiterviertel gaben Fünffsechstel ihrer Stimmen dem Schreiner Hinkel ab. Seitdem sind die 9750 Stimmen auf 17 000 gestiegen und überschreiten zur Stunde die 20 000. Die Arbeiterviertel geben zwar der Sozialdemokratie keine Fünffsechstel ihrer Stimmen mehr, dafür aber gehen gewisse Viertel der Stadt, die früher dieser Bewegung entgegengearbeitet haben, mit den Roten Hand in Hand und zwar mit Stimmenmehrheiten, die von Jahr zu Jahr erschreckender werden.

Die Tatsache liegt da in einer geradezu nackten Augen­scheinlichkeit. Sie verhehlen oder gar leugnen zu wollen wäre kindisch, ja unsinnig. Man kann ja verschiedener Ansicht sein, wenn man ihre ausschlaggebenden Ursachen erklären will; aber man muß einig sein in



gemeinsamer Anstrengung, zu retten, was noch zu retten ist. Es ist hier weder der Ort noch die Zeit, Beschuldigungen zu erheben. Wir sind Besiegte. Es ist keine Schmach und keine Schande, das zuzugestehen. Aber wir sind nicht entmutigt. Eines tröstet uns. Wir haben keinen Punkt unseres Programms verleugnet, keinen geopfert, und wenn auch in Mühlhausen und sonstwo der Sieg sich nicht an unsere Fahnen geheftet hat, so liegt der Fehler dafür anderswo. Die Regierung und die Bürger haben es nicht verstehen wollen, daß, wenn Gott „keine Antwort gibt auf die soziale Frage, daß dann nichts in befriedigender Weise Antwort geben kann.“

Leider ist dieser Gott, der allein auf die soziale Frage antwortet, nicht hinreichend bekannt, nicht in gebührendem Maße geliebt. Eine Politik, die sich nur von Haß und Leidenschaftlichkeit leiten läßt, hat ihn aus den staatlichen Anstalten vertrieben und ausgestrichen auch aus den Verfassungen. Diese politischen Machthaber sind Sturm gelaufen gegen alle religiösen Meinungen, um die befreiende Wahrheit und die stärkenden Hoffnungen in der Seele des Volkes zu ersticken. Die schlechte Zeitung hat sich mit einer unermüdlichen Hartnäckigkeit zum Verteidiger dieses Vorgehens aufgespielt, und langsam schwinden der christliche Glaube, die Achtung vor den Vorgesetzten, die Freude an der Arbeit, das Vertrauen auf die Zukunft. In den großen Städten haben die Massen keine Religion mehr. Die „von Natur christliche“ Seele wird vielleicht vor ihrem Gang in die Ewigkeit den Gott ihrer Wiege bitten, Gott ihres Grabes zu sein, aber zwischen dieser Wiege und diesem Grabe gähnt

der Abgrund eines öden, vollständig gottentfremdeten Lebens.

Winterer wußte das sehr wohl. In der langen Zeit seiner Wirksamkeit war er in innige Berührung gekommen mit jenen irregeführten und enttäuschten Massen. Er hatte sehr oft den Kampfruf in die öffentlichen Versammlungen und den geschlossenen Kreis seiner Freunde schallen lassen. Ihm, wie vielen bedeutenden Männern, erschienen die volkstümliche Presse, Zeitung, Flugblätter, Broschüren, als die einzige Gewalt, die noch im Stande wäre, die steigende Flut der Gottlosigkeit anzuhalten und abzuwehren. Einen großen Teil seines Lebens hat er dieser anstrengenden Arbeit gewidmet. Die Furchen hat er schon in den ersten Jahren seiner Tätigkeit gegraben, in Mühlhausen hat er sie vertieft, und am Abend seines Lebens hat er mit einer schon bebenden Hand den letzten Samen hineingeworfen. Der „Arbeiterfreund“ hat aufgehört zu existieren mit dem letzten Schlag seines Herzens.

Winterer war sich der Verantwortlichkeit jener Vorgelegten bewußt, die nicht offen gegen die Schlechtigkeit zu kämpfen wagen zu Ehren des Priestertums und zum Ruhme unseres Heilandes. Er wußte, daß das Wort auch aus dem beredtesten Munde den Einfluß einer Zeitung nicht ersetzen kann, und daß eine Partei, die keine Zeitung hat, schon im voraus verloren ist. Er wollte die „gute Zeitung“, die gute Zeitung mit ihrem kampfesfreudigen Geist, ihrem scharf ausgesprochenen Charakter, ihrer vornehmen und stolzen Richtung: Kämpfer sollte sie sein für die Verteidigung der Wahr-

heit, des Rechts und der Gerechtigkeit; ein unversöhnlicher Gegner alles Unrechts; ein ausgesprochener Feind der Lüge, des Irrtums, des falschen Glaubens, zum Kampfe bereit gegen die Publizisten, die unseren Glauben leugnen oder die die erhabene Lehre Christi verkleinern wollen; ein unversöhnlicher Gegner des unheilvollen Systems des Nichtstuns, wodurch die menschliche Gesellschaft feige und weichlich wird und daran zu Grunde gehen muß.

Der „Arbeiterfreund“ ist da ganz und gar an seinem Platze. Die gute Zeitung kam jeden Sonntag in unsere Familien, betonte klar und genau die Wahrheit, protestierte erregt gegen die Angriffe auf die Freiheit, eiferte in gerechter Entrüstung über die politischen Skandalgeschichten. Winterer schrieb selbst alle diese Artikel. Er gab dem Blatte sein besonders charakteristisches Gepräge, dadurch, daß er in einer volkstümlichen Sprache redete mit einer Originalität, die man gern hervorzuheben pflegte. Sein Satz war kurz; er feilte die Worte, um jede Tatsache, jeden Gedanken in seinem eigenen Licht erscheinen zu lassen. Mit wenigen Strichen zeichnete er das Bild unseres unvergeßlichen Landesausschusses, das getreue Abbild der Kammer in Berlin, in anziehender Weise unsere großen Katholikenversammlungen, in großen Zügen die Debatten im Reichstage. Manchmal geißelte er in einem kurzen Artikel mit einer Spitze ins Ironische die Verkehrtheiten gewisser Persönlichkeiten, ohne indessen sich Anzüglichkeiten zu Schulden kommen zu lassen.

Davor schreckte er zurück und betrachtete es als ein

Verbrechen gegen die Familie, sich in das Privatleben einzulassen und es einer ungesunden Neugier als Beute hinzuworfen. Aber er wiederholte oft, es sei keineswegs ein Akt der Unzüchtigkeit, wenn man die falschen Lehren eines Gegners zu widerlegen, seine öffentlichen Handlungen nur insoweit zu würdigen sucht, um sie an den Pranger zu stellen, wenn das Gewissen es verlangt; daß es im Gegenteil nur die heiligste Pflicht ist, wenn man die Rechte der Wahrheit aufrecht erhält, als Kämpfer für die heiligsten Güter, Gott und die Kirche, auftritt. Winterer war zur Polemik wie geschaffen. Manche Artikel, die aus seiner Feder geflossen, manche Gelegenheitsbroschüre, sind Muster in ihrer Art. Daher war er auch wohl im Stande, zwanzig Jahre lang seinen „Arbeiterfreund“ zu schreiben und die Sympathien Tausender von Lesern sich zu erhalten, die voll Bewunderung waren für den Priester, der die Religion weder im sozialen Leben, noch im Familienleben, noch im Priesterleben verkleinert wissen wollte.

Das Ideal war schön, denn es war christlich. Aber genügte ein Blatt, das bloß einmal wöchentlich erschien, dieses Ideal zu verwirklichen? Winterer war überzeugt davon; er gab sich einer Täuschung hin, die nur schwer zu begreifen ist bei einem Manne, der eine solche Kampfnatur war und so sehnlich das Gute verlangte. Man konnte zweifelsohne der Ansicht sein, daß die Lektüre von Heiligenlegenden und des Evangelienbuches der Lektüre eines Blattes vorzuziehen sei, das sich trotz seiner Bestimmung, die Sache Gottes und des christlichen Volkes zu verteidigen, dazu verurteilt sieht, eine kleine Tages-

chronik anzufertigen, die verschiedenen Ereignisse zu erzählen, Annoncen zu veröffentlichen, ja sogar seinen Lesern einen sorgfältig ausgesuchten Roman zu bringen. Aber man war wider seinen Willen von jenen ungetrübt fleckenlosen Regionen weggerissen, um sich einer jeden Ideals vollständig entblößten Wirklichkeit gegenübergestellt zu sehen. Es sind jetzt 20 Jahre her; die einzige katholische Tageszeitung des Elsasses, der „Elässer“, zählte in Mülhausen ein wenig über 300 Abonnenten. Was vermochte diese kleine Zahl gegen die 20 000 Blätter, die täglich wie eine verheerende Lawine aus den Druckereien unserer Gegner sich ergossen? Die Pflicht rief laut genug, und so haben wir auf unsere Gefahr hin mit eigenen Mitteln das „Volkssblatt“ gegründet, wohl wissend, daß nicht alles rosig ist bei einem solchen Unternehmen, daß Enttäuschungen und Entmutigungen in reichlicher Fülle sich einstellen würden, daß die Undankbarkeit einem den Hals zuschnüren würde; aber wir haben es auch getan in dem hohen Bewußtsein, daß wir uns endlich aufraffen und denen den Weg versperren mußten, die den Glauben und die Ueberlieferung unserer Väter aus unsern Familien vertreiben und der Heimaterde entreißen wollen. Gott hat unser Bemühen gesegnet, das Volk unserer Erwartung entsprochen. Die „Landeszeitung“ ist mit ihrer Tagesauflage von 20 000 eine Macht geworden. Auf dem Kampfplatz, wo sich unsere Geschicke entscheiden, steht sie immer auf dem Ehrenposten.

Die elsässischen Traditionen und seinen Glauben verfocht Winterer in seinen wirklich zeitgemäßen Broschüren.

Die Heiligen unseres lieben Elsasses, die so reinen Traditionen unseres Heimatlandes, die Wahrheiten unseres Glaubensbekenntnisses, unsere ruhmreiche nationale Geschichte fanden in ihm einen zärtlichen Freund, der sie mit heißer Liebe dem Volke in ihrer unverfähten Schönheit vor Augen führen wollte.

Das Werk des lebendigen Rosenkranzes, das seit 1848 in Mülhausen besteht, gab ihm Gelegenheit, jedes Jahr zu zehntausend Mitgliedern und ihren Familien zu sprechen. Zu den so kurzen Worten des Engels, zu den vertrauensvollen Bitten des Volkes wollte er die Lehre der Kirche und der Vergangenheit, die Stimme unserer Hoffnungen, den Ausdruck unserer Befürchtungen und Unruhen hinzufügen. So entstanden eine Reihe Broschüren in zwei Sprachen in einem einfachen, familiären Stil, bald in Form von Frage und Antwort, bald in dem Rahmen eines historischen Gemäldes, dann wieder unter der Gestalt einer katechetischen Auseinandersetzung. Jedes Jahr, wenn der Herbst kam und die Blätter von den Bäumen fielen, erschienen zum Rosenkranzfest die in Kirheim gedruckten Broschüren, brachten neue Ueerraschungen, verschafften neue Freuden.

Mit besonders glühender Liebe hing Winterer an den Heiligen unseres Elsaßlandes. Er kannte sie alle, lebte mit ihnen in innigem Verkehr; dabei wußte er sich in gleicher Weise fern zu halten von der Anschauung, die sich darein verbohrt, alles wegzuleugnen und von der Art und Weise derer, die ein Vergnügen daran finden, Gott mit Farben zu bemalen, die er gar nicht nötig hat. Maternus, der Apostel des Elsasses, Amandus, Arbo-

gastus, Florentius, die Patrone der Diözese, Odilia, der Engel des heiligen Berges, Richardis, die liebliche Heilige von Andlau, der Elsäfferpapst Leo, die ganze Reihe der Heiligengestalten steigen aus ihren ruhmbedeckten Gräbern und lassen noch einmal den Ruf der Erkenntlichkeit erschallen gegenüber dem Gott der Barmherzigkeit. So zeigt uns der Biograph in einem einzigen Bilde die 19 Heiligen des Elsasses, jeden in seiner besonderen Strahlenkrone und ruft dann aus: „Wie kommt es, daß wir am Ende unserer Pilgerfahrt ein so unsägliches Gefühl von Traurigkeit und Schmerz empfinden? Liegt nicht ein eigentümlicher Zauber darin, mit unsern Brüdern, den Heiligen Gottes, uns zu unterhalten? Was für ein Land kann man mit unserm vergleichen, mit seinen Landschaften, seinen Bergen und Tälern? Wo kann sich eine Gegend rühmen, lieblichere Erinnerungen, mehr verehrte Heiligtümer zu besitzen? Teures Elsaß, wie sollten wir dich nicht lieben? Wir lieben dich, wenn goldener Sonnenschein dich verklärt; wir lieben dich auch noch, wenn düstere Wolken sich auf deinen Bergen niederlassen!“

Jene gesegneten Orte, jene verehrten Heiligtümer, die Wohnungen dieser Seelen, die den Stempel der göttlichen Liebe tragen, hatten Anspruch auf dieselbe Liebe, dieselbe Hochachtung. Winterer schreibt „Die Wallfahrten im Elsaß“, um uns zum Besuche dieser zahlreichen Heiligtümer einzuladen, die an den Hügelabhängen, in den einsamen Tälern, in unsern frischen, kühlen Wäldern uns zum Gebete rufen. Wie immer hat der Wallfahrtsort der hl. Odilia für ihn eine besondere Anziehung. Mit ihm treten wir ein in das Kloster Unter-

linden, eines der reinsten und glorreichsten Denkmäler Kolmars, Unterlinden, wo die Schwester Agnes aus Liebe und Schmerz zu den Füßen des Bildnisses Christi gestorben ist. Mit ihm nehmen wir Kast in dem Kloster Schönensteinbach, das Jahrhunderte lang die Stätte war, wo am genauesten die Ordensregel innegehalten worden, der Herd einer Frömmigkeit, deren wohltuende Wärme fühlbar ward bis nach Utrecht, Nürnberg, Augsburg, Worms, Basel, Straßburg und bis nach Oesterreich.

Wie steht es heute mit uns? Winterer gibt die Antwort darauf, indem er einen „Blick auf die Geschichte der katholischen Kirche in Mülhausen“ wirft. Der Vergleich zwischen heute und gestern mit seinen zahlreichen Anhaltspunkten fällt ganz zu unserm Vorteil aus. Der Historiker stellt es selbst fest und spricht es in folgenden Worten lobend aus: „Wir schließen unsern kurzen Ueberblick. Ueberall haben Ziffern und Tatsachen gesprochen. Diese Ziffern und Tatsachen sprechen Bände.“ In diesem geschichtlichen Werk sind die Gründung und Entwicklung von St. Stefan sowie der Bau der St. Josefskirche Gegenstand besonderer Studien. Das sind die Marksteine für die Geschichte, die später einmal bestätigen wird, daß Mülhausen sich in unserm katholischen Elsaß wohl verdient gemacht hat um die Kirche.

Seit einiger Zeit sind wir in unserer Industriestadt Zeugen eines seltsamen Krieges gegen Gott, Christus und die Kirche. Zu den Kämpfen auf sozialem Gebiete haben sich Kämpfe auf religiösem gesellt, die mit dem gleichen Haffe, der nämlichen Leidenschaft-




lichkeit, derselben Unwissenheit ausgefochten werden. In einer „Gott, Christus und Christentum“ betitelten Schrift tritt Winterer siegreich diesem falschen Glauben, der verhaßten Lüge, der perfiden Einschmeichelung, dem groben Irrtum entgegen. Um landläufigen Einwendungen zu begegnen, hatte er schon die „Unfehlbarkeit des Papstes“ in ihr rechtes Licht gerückt. Diese Unfehlbarkeit wird die größte soziale Wohltat bleiben, die Gott in diesen modernen Zeiten uns erwiesen. Noch unter diesem Eindruck zeichnet er mit Freuden die liebliche und doch wieder strenge Persönlichkeit Pius' X. und wirft einen „Blick auf seine letzte Enzyklika“.

Aber er verweilt nicht bloß beim Lobe der Lebendigen, er predigt auch die den Toten geschuldete Achtung. In zwei Broschüren, „Die Bestattung unserer Toten“ und „Die katholische Totenbestattung“ behandelt er die Kirchhoffrage und die Totenverbrennung. Der Friedhof um die Kirche ruft unaufhörlich denen, die dort eintreten, was der Tod lehrt, ins Gedächtnis. Er schützt vor Vergessenheit und Undankbarkeit. Er stellt sozusagen das Band her zwischen Gegenwart und Vergangenheit, indem er in den Herzen der Ueberlebenden die Gefühle der Erkenntlichkeit gegen die aufrecht erhält, die vor uns ins Grab gesunken sind. Aber wenn der Friedhof die Kirche, die Stadt der Toten ist, wenn man es nicht als Unduldsamkeit ansehen kann, wenn die Anhänger desselben Glaubens sich in einer besonderen Kirche vereinigen, weshalb denn findet man es intolerant, wenn die Gläubigen der verschiedenen Konfessionen getrennt bestattet werden? Der christliche Friedhof ist der Trost der früheren Gene-

rationen gewesen, er soll es auch bleiben für die zukünftigen.

Die Totenverbrennung wird gefordert von einem verworfenen Materialismus, im Namen einer gottlosen Wissenschaft, unter dem Vorwand der öffentlichen Hygiene. Das Gewissen protestiert gegen die Lehre des Materialismus, die wahre Wissenschaft stellt die genaue Wahrheit wieder her, die Kirchhöfe sind keine Quelle gefährlicher Ausdünstungen oder tödlicher Vergiftungen. Die Totenverbrennung wieder einführen, heißt zum Heidentum zurückkehren.

In dieser Weise lief das Leben dieses unermüdlischen Arbeiters ab. Nulla dies sine linea! Kein Tag in seinem Leben, ohne daß er eine Zeile geschrieben hat. Er hatte Mitleid mit den großen Massen, die des Brotes der Wahrheit entbehren müssen. Er ging überall hin, wo die Not sich fühlbar machte, Wahrheit um sich verbreitend und die Wissenschaft fördernd, die zu Gott hinführt. Er hielt sich so in der Tradition der Kirche und verlor nie das Ende aller Dinge aus den Augen: Gott, seine Liebe. In seinem tiefsten Herzen blieb er davon überzeugt, daß, wenn das Gleichgewicht gestört wäre, wenn man es dazu kommen ließe, der Wissenschaft den Vorrang zu geben vor Wohltun und Nächstenliebe, daß dies den größten Frevel bedeuten würde, ein Unglück, das nie wieder gutgemacht werden könnte.





## Sechstes Kapitel

---

### Winterer als Politiker.

Mit diesem Kapitel treten wir in ein Gebiet ein, das man dem Klerus gern verschlossen halten möchte. Kann der Priester Politik treiben, oder soll er es vielmehr? Diese Frage steht auf der Tagesordnung, heute wie gestern. Die Antwort drängt sich uns von selbst auf. Pfarrer Winterer hat während mehr als 40 Jahren Politik getrieben. Er ist aus dem Heiligtum, dem Asyl des Friedens, herausgetreten, um in die politischen Versammlungen einzutreten, wo sich die großen Kämpfe und schweren Kämpfe abspielen. Er hat nicht die Ruhe und den Frieden aufgesucht, die doch so sehr unserer Natur entsprechen, und die gleichzeitig so warm von der Schar unserer Feinde empfohlen werden, die alles Interesse daran haben. Der Hülfesruf der gefährdeten Seelen ist ihm zu Herzen gedrungen; er hat sich mit mutiger Stirn allen denen entgegengeworfen, die sich gegen Gott, gegen die Kirche, gegen das Vaterland verschwören. Denn das ist bedeutsam: unsere Gegner zwingen uns, in die Arena hinabzusteigen, dadurch, daß sie die Politik dauernd zu einem Tummelplatz der Entchristlichung und des Antiklerikalismus herabwürdigen.

Uebrigens, wenn wir Politik treiben, kommen wir wieder auf alte Traditionen zurück, von denen man mehr als nötig abgewichen ist. Wir nehmen unseren Platz an der Sonne wieder ein, weil gewissermaßen von einem allgemeinen und erhabenen Gesichtspunkt aus betrachtet, die Politik des Priesters bedarf. Wenn hier die schmähdlichsten Leidenschaften Orgien feiern, dort die erhabensten Tugenden, die die Menschheit zieren, im Wettbewerb um die Palme ringen, ist der Priester naturgemäß dazu bestimmt, das Sittengesetz unverfehrt zu erhalten, das, hier wie anderswo, den notwendigen Unterschied zwischen Gut und Böse unzerstörbar wahr. Er ist die klärende und gesundende Macht im besten Sinne des Wortes, die über unsern gemeinen und alltäglichen Zwistigkeiten erstrahlt, um die Politik vom Abgrund schützend fernzuhalten.

Der Priester soll unermüdlich die ungeschriebenen Rechte des Menschen und Christen, des Privatmannes wie des in der Oeffentlichkeit Wirkenden betonen und oft daran erinnern, daß persönliches und lokales Interesse einem entgegengesetzten ernstern und allgemeinen Interesse geopfert werden soll. Er soll immer wiederholen, daß das Stimmen gegen seine Ueberzeugung bei der Wahl oder in einer beratenden Versammlung immer ein Fehler ist, ein Fehler, der zuweilen sehr schwer sein kann, und für den man eines Tages Gott wird Rechenschaft abgeben müssen, ein Fehler, der in Stunden der Reue, um verziehen zu werden, oftmals eine sehr schwere Sühne erheischt.

Entweder gibt es keinen Priester oder er hat die

Pflicht, die Rechte des öffentlichen, häuslichen und privaten Lebens zu lehren. Jede weitere Möglichkeit ist ausgeschlossen. Pfarrer Winterer war zu hochsinnig, um nicht zu verstehen, daß man sich insbesondere im Angesichte hochwichtiger Begebenheiten nicht, ohne sich der Pflichtvergessenheit schuldig zu machen, diesen ernstesten Pflichten entziehen dürfe, und sein feinführendes und zugleich festes Pflichtbewußtsein bemühte sich, ihnen nachzukommen, ohne Furcht und ohne Tadel, den Blick nur auf Den geheftet, der die Politik nach den Ratschlüssen seiner unveränderlichen Weisheit lenkt. Vor seinem Gewissen konnte er es auch verantworten. Er setzte sich den Gefahren des politischen Lebens auf den Wunsch, beinahe auf den Befehl seines Bischofs Msgr. Raetz, aus. Die Kirche und das Vaterland erforderten das Opfer.

Es war am Morgen nach dem schrecklichen Jahre. Das Elsaß, das Frankreich entrissen war, weinte auf den Trümmern seines Vaterlandes, untröstlich über seine Vergangenheit, ängstlich besorgt um seine Zukunft. Das Elsaß, das dazu berufen war, das einigende Band zwischen zwei Zivilisationen zu werden, sah sich in die Lage versetzt, als Grenze, als Brustwehr zwischen zwei feindlichen Nationen zu dienen. Moltke hatte mit Recht gesagt: „Deutschland wird während 50 Jahren bis an die Böhne bewaffnet bleiben müssen, um seine neue Eroberung zu behaupten.“ Bismarck's Ausspruch: „Wenn Frankreich und Deutschland eins sein werden, werden sie die Welt beherrschen“, wurde zur politischen Utopie.

Schon am 30. August 1870 wurde Graf Bismarck-Bohlen entgegen den durch das Völkerrecht anerkannten

Grundjäten zum General-Gouverneur des Elsasses ausgerufen. Das Gesetz vom 9. Juni 1871 erklärte: „Die von Frankreich auf Grund der Friedenspräliminarien vom 26. Februar 1871 abgetretenen Gebiete des Elsasses und Lothringens sind für immer dem Deutschen Reiche einverleibt.“ Das Elsaß war einem Ausnahmeregiment unterstellt, das schwierig zu definieren ist. Man wollte es nicht zum Range eines Staates erheben, „weil die Elsaß-Lothringer Deutschland infolge der sich durch Jahrhunderte hindurchziehenden französischen Herrschaft fremd geworden waren, und weil sie sich nur unter Protest gegen die Einverleibung mit dem Deutschen Reiche hatten annectieren lassen.“ Es wurde ein undefinierbares politisches Gebilde, worüber sich Leonie und Laband nicht verständigen konnten. Pfarrer Winterer erklärte, das Elsaß habe Bürger elsass-lothringischer Nationalität. Der „Elsässer“ behauptete, daß es keine eigentliche Nationalität in Elsaß-Lothringen gebe. Noch 1885 nahm sich Herr Staatssekretär Hofmann heraus, zu sagen: „Man kann nicht behaupten, daß Elsaß-Lothringen Rechte habe.“

Am 1. Februar 1874 erging an Elsaß-Lothringen die Aufforderung, 15 Abgeordnete für den Reichstag zu ernennen. Schon in den ersten Tagen traten die zwei Tendenzen, die sich schon bei den Beratungen auf der Versammlung in Bordeaux bemerkbar gemacht hatten, mit größerer oder geringerer Klarheit erneut hervor: die einen wiesen den Frankfurter Vertrag im Namen des internationalen Rechts zurück, die andern nahmen ihn als vollendete Tatsache an, um sich auf gesetzlichen Boden

zu stellen und ein freiheitliches Regiment zu beanspruchen.

Man hatte sich die Parole in Paris, bei Gambetta geholt. Der Tribun erklärte den Abgesandten von Mühlhausen, daß ohne die Mitwirkung der katholischen Geistlichkeit nichts zustande käme. Der Mann, der unter lebhaftem Wiederhall von ganz Frankreich auszurufen beliebte: „Der Klerikalismus ist der Feind“ ließ für den Augenblick seinen Religionshatz verstummen, um dem Patriotismus, der Einsicht und der Ergebenheit der elsäß-lothringischen Priester zu huldigen. Der denkwürdige Tag brach an. Deutsch brachte im Reichstag die Kundgebung zur Verlesung. Vier lothringische und vier elsäßische Abgeordnete kehrten in ihre Heimat zurück, um nicht wieder in Berlin zu erscheinen. Ihr Auftrag, so dachten sie, war erledigt. Die sieben übrigen mit Winterer, Guerber, Simonis erschienen weiter im Parlament, um das Wort zu ergreifen bei Gelegenheit der Budgetberatung von Elsaß-Lothringen. Man konnte sie aber nicht bestimmen, in die Kommissionen einzutreten.

Von da ab hielt Pfarrer Winterer den Blick unverwandt auf die sich selbst vorgezeichnete Richtung geheftet. Seinem Ziele blieb er getreu bis auf den letzten Tag und wich keinen Punkt von seinem Programm ab. In dieser Haltung wurde er noch bestärkt durch die im Landesausschuß in Straßburg herrschenden Grundsätze. Eine vom 29. Oktober 1874 datierte kaiserliche Depesche hatte eine Landesvertretung mit einigen Befugnissen — wenn man sie so nennen darf — eingesetzt, die aus 30 in den 3 Bezirkstagen erwählten Mitgliedern bestand. Sie war,

was sie sein konnte: eine Versammlung, die in guter Absicht entstanden war, die aber lediglich dazu verurteilt war, Wünsche zu formulieren. Am 3. Juli 1879 wurde sie zum Provinziallandtag, zum Landesauschuß erhoben mit dem noch jetzt in aller Erinnerung schwebenden Stempel der Ohnmacht. Wenn das Volk dazu eingeladen war, seinen Willen auszusprechen, so wurde dieser Volkswille doch noch zuerst dreimal durch ein Sieb gezogen.

Pfarrer Winterer war von der ersten Stunde an der tätige Geist in diesem in seiner Art einzigen Parlament. Er ist an eben dem Tag gestorben, wo die Stimme des Volkes die Männer seiner Wahl für die zweite Kammer auf Grund unserer neuen Verfassung ernannte.

Im Jahre 1881 bestimmte ein vom Bundesrat ausgearbeiteter Gesetzentwurf, daß die Sitzungen der Landesvertretung öffentlich sein sollten, und daß infolgedessen der Gebrauch jeder andern als der deutschen Sprache untersagt sei. Der Entwurf wurde dem Reichstag am 26. und 27. April vorgelegt und lebhaft von Winterer, Simonis und Guerber bekämpft. Die Regierung antwortete, „man könne nicht dulden, daß die Beratungen einer deutschen Versammlung in der Öffentlichkeit in einer fremden Sprache gepflogen würden.“ Pfarrer Winterer legte der Landesvertretung einen Antrag vor, worin die Regierung ersucht wurde, von der Ausführung des Gesetzes vom 23. Mai abzusehen und einen modus vivendi zu suchen, der den Abgeordneten französischer Zunge ermöglichte, ihr Mandat zu erfüllen. Obwohl der Antrag einstimmig angenommen



wurde, verhallte er trotzdem ergebnislos. Am 16. Februar 1882 erklang die französische Sprache zum letzten Male innerhalb der Mauern des Landesausschusses. Von da ab war sie zum Stillschweigen verurteilt und aus dem öffentlichen Leben verbannt.

Während langer Jahre seufzte Elfaß-Lothringen unter der Diktatur. Man behauptete damals, daß die Diktatur der Grenzwall der gesetzlichen Freiheiten sei, und daß man infolgedessen Elfaß-Lothringen eine privilegierte Stellung vor den übrigen verbündeten Staaten gewährte. Sogleich bei ihrem Eintritt in den Reichstag baten unsere Vertreter um Aufhebung des berüchtigten Paragraphen, den Herr von Koeller niemals gelesen zu haben behauptete, da er sich stark genug fühlte, um ohne ihn auszukommen, und es ohnehin als eine Schmach empfand, mit solchen Mitteln regieren zu müssen.

Pfarrer Winterer spielte eine hervorragende Rolle beim Erringen unserer Freiheit. Dreimal stimmte der Reichstag mit großer Mehrheit für die Aufhebung der Diktatur. Der Bundesrat stellte sich taub und achtete nicht auf die Gefühle unseres Volkes, das zu unfruchtbarem Protest verurteilt war.

Die Diktatur fiel auf die Initiative des Kaisers hin; aber, wie gesagt, der diktatorische Geist blieb und wurde noch genährt durch ein Heer von Beamten, die unserem nationalen Leben völlig fremd standen, Sklaven rechtsrheinischer Vorurteile, die sich der ihnen durch die eigenartige politische und soziale Stellung des Landes auferlegten Pflichten völlig unbewußt waren. Man verbot uns, von Frankreich zu sprechen, selbst daran zu denken.

Aber man scheute sich nicht, uns die schikanösen Verordnungen der französischen Gesetzgebung über die Presse, die Kolportage und die Vereine aufzuerlegen. Die bürgerlichen Freiheiten wurden soviel wie möglich beschränkt, die Bürgermeister konnten ad nutum abgesetzt werden und an ihre Stelle Berufsbürgermeister gesetzt werden.

Das Maß war voll. Es lief über, ergoß sich über das Land und rief allwärts Protestäußerungen und Appell an das Recht und die Gerechtigkeit hervor. Jedes Jahr machte sich Winterer in Berlin zum Dolmetscher dieser Gefühle in Reden, denen man in der Kammer mit Aufmerksamkeit lauschte, und die mit einem Gefühl der Erleichterung von ganz Elsaß-Lothringen gelesen wurden. Seine Worte wurden bewegter, beredter, schlagender, wenn er die Attentate auf die Glaubens- und Lehrfreiheit anführte, um sie zu brandmarken. Der feste, voreingekommene Entschluß, nur protestantische Beamten zu ernennen, die Politik, die sich unter dem den Bestimmungen des Konkordats zuwiderlaufenden Vorwand, sie habe bei der Besetzung wichtiger Pfarreien ein Wort mitzureden, bis ins Innerste des Heiligtums einschlich, die Nörgeleien, die mit sichtlich Freude bei Gelegenheit erlaubter oder unerlaubter Prozessionen nie unterlassen wurden, die allwärts Erbitterung hervorrufende Kirchhofsfrage, auf die die Regierung sich mit unerhörter Dreistigkeit versteifte, der Umstand, daß der Generalvikar der Diözese, Rapp, unter der Anschuldigung französischer Umtriebe ausgewiesen wurde, der unsinnige Feldzug gegen die Kirche wegen der Frage der Mischehen, alle diese Momente ließen einen Mann unentbehrlich erscheinen, der

zu jeder Stunde des Tages mit der Waffe in der Hand auf dem Plane war, um all diese Angriffe im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit wie im Namen des von Kirche und Staat unterzeichneten Vertrags zurückzuweisen.

Pfarrer Winterer erfüllte streng seine Pflicht. Er war für den Kampf gewappnet, und seine Waffen waren von gutem Schlag; wurden sie doch geführt im Namen der Geseßlichkeit, der Gerechtigkeit und der Unabhängigkeit. Seine Gegner waren gezwungen, es anzuerkennen, und die Regierung fand mehr wie einmal keine andere Antwort als durch überzeugende Nugenscheinlichkeit der Wahrheit auferlegtes Stillschweigen.

Seine Schläge trafen besonders gut, als die Schulfrage im Vordergrunde des Interesses stand. Ja, auf dem Gebiete des Unterrichtes hatten wir alles verloren, sowohl die Freiheit der Volks- und höheren Schulen als auch die Freiheit der kleineren Seminarien. Die Freiheit hatte bloß noch im großen Seminar eine Zufluchtsstätte. Vor kurzem hat sie auch hier weichen müssen, um verkümmert und verstümmelt in die Universität einzuziehen. Die den Unterricht erteilenden Schwestern und Brüder waren vertriehen worden unter dem Vorwande, daß ihr Mutterhaus sich in Frankreich befinde. Das collège libre in Colmar war geschlossen worden, weil es sich angeblich dem neuen Regiment widersetzte; Das Collège von St. Bilt hatte dasselbe Schicksal erlitten; die Schwestern vom Heiligen Herzen in Rienzheim waren in die Verbannung geschickt worden. Die kleinen Seminarien in Zillisheim

und Straßburg mit ihren Hunderten von Schülern waren schon 1874 geschlossen worden. Das Gesetz von 1850 bestimmte: „die noch bestehenden geistlichen höheren Schulen bleiben nur unter der Bedingung aufrecht erhalten, daß sie unter der Obergewalt des Staates stehen“. Diese Ueberwachung erstreckte sich auf die Inspektion der Bauanlage und der hygienischen Einrichtungen im Hause. Die deutsche Regierung nahm aber für sich das Recht der Ernennung der Lehrer, der obersten Leitung und der Inspektion in Anspruch. Der Bischof verstand sich nicht zu diesen Bedingungen, da er die unveräußerlichen Rechte der Kirche nicht opfern konnte und auch nicht wollte. Als man einige Jahre später diesen Anstalten die Wiedereröffnung unter dem Namen Gymnasium gestattete, kamen in Straßburg auf 35 Professoren bloß 7 Priester. Der Bischof behielt nur das Recht, die Professoren zu bezahlen. Heute gehen wir an diesem System zugrunde.

Der Schulzwang war seit dem 18. April 1871 eingeführt. Die Gemeinden dürfen sich nicht über die Wahl von geistlichen oder Laienlehrern aussprechen; weder die Kirche noch die Gemeinde darf sich äußern in Betreff der Schulbücher oder des Lehrplans. Der Staat hat das Unterrichtsmonopol. Er übt es aus mit peinlicher Sorgfalt, mit ausgesprochener Voreingenommenheit und mit unersöhnlicher Strenge.

Während 40 Jahren verteidigte Winterer in Berlin wie in Straßburg die Sache der Schule mit unermüdelichem Eifer. Die Amtsmißbräuche dieses oder jenes Inspektors, der antireligiöse Unterricht seitens solcher Leh-

rer, die dem christlichen Glauben gegenüber eine unzweideutig feindliche Haltung einnahmen, die verderblichen Tendenzen gewisser Schulbücher fanden an ihm einen Gegner, der, mit heiligem Eifer erfüllt, entschlossen war, die der Jugend geschuldete Achtung zu verteidigen. Wenn er auch die Sache nicht immer zu gutem Ende führen konnte, so war doch wenigstens das Recht gerächt, die Ungerechtigkeit gebrandmarkt, und noch mehr, gewisse Hochstapler auf geistigem Gebiete wagten, von seiner Hand zur Rechenschaft gezogen, nicht mehr, ihre schändliche Bahn weiter zu verfolgen. Das war viel zu einer Zeit, wo ein freies Wort nur auf der Tribüne des Parlaments ungestraft erschallen durfte.

Hier seien die Anklagen erwähnt, die er am 19. Dezember 1874 auf der Tribüne des Reichstages vorbrachte: „Durch das Gesetz vom 12. Januar 1873 wurde die Lehrfreiheit in Elsaß-Lothringen unterdrückt, und die übrigen noch bestehenden Freiheiten werden eines gewaltsamen Todes sterben. Die bei uns herrschende Autorität ist nichts anderes als eine Diktatur. Sie kennt nicht die für die Wohlfahrt des Landes unerläßlichen Bedingungen und kann nicht seinen Willen kennen. Sie hat ihre Schablone, die sie mitgebracht hat, und alles muß sich darein fügen. Das Kind muß denken und beten, wie man es haben will. Die Gemeinde darf zwar die Mittel zur Besoldung der Lehrer liefern, aber sie hat kein Recht, von ihnen Garantien zu fordern.“

„Da man alles im Sturmschritt umstürzen wollte, machte sich mit einem Schlag ein großer Mangel an Lehrkräften geltend, und um diese Lücke auszufüllen,

mußte man zu allen Hilfsmitteln Zuflucht nehmen. Die Geschichte dieser letzten Jahre in Elsaß-Lothringen hat gezeigt, wie jedes Individuum, das nur irgend einen Beruf ausübt, sich mit Leichtigkeit zum Lehrer machen kann. Wir haben unter unseren Lehrern Schreiner, Stallknechte, Weber, Bahnbeamte, Schneider, Schuster gehabt und unter ihnen ein Duzend ohne die geringste Fähigkeit zum Lehrerberufe. In einem Kanton z. B. haben wir als Lehrer einen Metzger, einen Weichensteller, einen ehemaligen Sergeanten und einen jungen Mann von 16½ Jahren. In einem anderen Kanton haben sich zwei Lehrer bei Nacht und Nebel geflüchtet und eine beträchtliche Anzahl Schulden hinterlassen. Für das Unterrichtspersonal einer kleinen Stadt von 3000 Seelen, das aus einem Haupt- und 4 Hilfslehrern bestand, fanden in weniger als 2½ Jahren 16 Ernennungen statt; unter diesen Lehrkräften waren 11 oder 12 ohne irgendein Diplom. Ein Amtsrichter mußte wegen Uebertretung des Wirtschaftsgesetzes zwei Unterlehrer einer und derselben Schule schon in den ersten Monaten ihrer Berufstätigkeit bestrafen."

Und in der That waren diese Anklagen der Ausdruck der Wirklichkeit. Nach vierzig Jahren kostet es Mühe, das zu glauben. Der Regierungsvertreter Herzog wagte zu antworten: „Die Regierung hofft, daß in kurzem Elsaß-Lothringen ihr dankbar sein wird dafür, daß sie ihm Schulen gegeben, die zwar nicht den Charakter von freien Schulen tragen, in denen man aber eine freie und zugleich moralische Erziehung erhält.“ Man wagte noch, von Freiheit und Moralität zu reden!

Man durfte es straflos tun, weil die Pressfreiheit nicht existierte. Da der „Volksbote“ von Rixheim vor der endgültigen Annexion aufgehoben wurde, blieb nur der „Volksfreund“, ein Blatt, das jeden Sonntag erschien und das der Politik verschlossen war. Kaum war die deutsche Regierung in Straßburg eingerichtet, als sie schon ihm einen, zwei, drei Prozesse auflud, eine große Anzahl von Nummern in Beschlag nahm und ihm eine Geldstrafe auferlegte. Acht Tage vor den Wahlen traf sie es mit einem neuen Prozeß, der für das Blatt mit einer Geldstrafe von 150 Francs und Suspension für 2 Monate ausging. Man machte vergebliche Anstrengungen zur Gründung eines katholischen Organs. Jeder Versuch scheiterte an der vorgefaßten Absicht der Regierung. Eine Petition an den Kaiser vom Jahre 1872, die mit 750 Unterschriften von Geistlichen versehen war, ein Schritt der angesehensten Bürger beim Ministerium, ein Versuch beim Landesausschuß: alles war vergeblich. Herr von Moeller hatte die ermutigende Erklärung gegeben: „Solange ich am Ruder bin, werden die Katholiken niemals eine Zeitung in Elsaß-Lothringen gründen dürfen.“

Schließlich beliebte man doch, sich weniger starrsinnig zu zeigen. Das „Odilienblatt“ konnte an die Stelle des „Volksboten“ treten, und 1880 erschien die „Union d'Alsace-Lorraine“ in Straßburg. Man faßte wieder Mut. Aber vier Jahre später, am Tage vor den Wahlen von 1884 fielen die beiden wackeren Kämpfer am selben Tage auf dem Schlachtfelde. Die Hand, die ihre Geburtsurkunde unterzeichnet

hatte, unterzeichnete auch ihr Todesurteil. Habent sua fata libelli!

Endlich erlangte Winterer mit vieler Mühe und Not von der Regierung die Ermächtigung, ein Wochenblatt zu gründen: seinen „Arbeiterfreund“. 1892 folgte das „Mülhauser Volksblatt“. Nachdem es durch einen Federstrich von der Diktatur unterdrückt worden war, erschien es 4 Wochen später unter dem Namen „Landeszeitung“. Die katholische Presse hat ihre Geschichte. Sie ist schön und ruhmreich, weil Seite für Seite Kämpfe in langer Reihe sich ablösen, die stets tapfer ausgefochten und oftmals durch stolze Siege beendet wurden. Das Echo vom Lärm dieser Schlachten hallte noch in Berlin und in Straßburg in den Trompetenstößen wieder, die Winterer mit kriegerischer Wucht von der Tribüne herabschmettern ließ. Recht und Gerechtigkeit siegten über Gewalttätigkeit und Willkür.

Die politische Entwicklung nahm ihren Lauf weiter. Der Protest wurde mehr und mehr eine historische Tatsache; Rablés Programm: „Protestieren und Wirken“ vermochte noch nicht die Elsässer unter einem neuen Banner zu einigen; die Politik der Notabeln allein genoß ein wenig Gunst. 1894 unternahm man einen Organisationsversuch. Unter dem Namen „Demokratische Partei“ Elsaß-Lothringens versuchte man es, sich auf den Boden der politischen Freiheiten und der Rechte des Landes zu stellen. Damals wie heute zeigte sich der Liberalismus den Katholiken gegenüber unverhohlen feindlich. Die Sozialisten allein zogen Nutzen aus der Lage. Schon 1903 finden wir vier fest organisierte Parteien: Sozia-



listen, Liberale, Demokraten und die Landespartei. Jeder hatte die Qual der Wahl: er konnte sich seine Stellung und seine Fahne wählen.

Eine andere Richtung schien sich den Katholiken zu eröffnen: die Richtung zum Zentrum hin. Eine ernste Bewegung machte sich in diesem Sinne geltend. Eine Broschüre, die einen Augenblick Widerhall fand, hatte schon 1902 unumwunden die Frage aufgeworfen. Lokalgruppen bildeten sich in den wichtigsten Städten des Landes; man ging vorwärts, zwar langsam, aber fest entschlossen, zum Ziele vorzudringen. Die deutsche Katholikenversammlung in Straßburg 1905 hatte noch nicht die so sehr erwünschte endgültige Verschmelzung zur Folge, aber sie festigte das Band zwischen den Komitees zu wirksamerem Vorgehen. Dort, wo man die Bildung einer Lokalgruppe beschloß, tat man es „mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß durch diese Neuschöpfung die Ansprüche, die aus der politischen Lage und der Ausnahmestellung Elsaß-Lothringens hervorgehen, nicht nur nicht in den Hintergrund gedrängt würden, sondern daß sie durch das Zusammenwirken mit einer großen Partei noch mit größerer Energie verteidigt würden, als es bisher möglich gewesen sei.“ Schon damals sprach man die Notwendigkeit aus, „der Organisation einen ausgesprochen partikularistischen Charakter zu geben.“ Das Zentralkomitee der Landespartei trat wieder zusammen und willigte ein, den Namen des elsäß-lothr. Zentrums anzunehmen, „unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Vereinigung autonom und von jeder politischen und Elsaß-Lothringen fremden Organisation unabhängig bleiben solle.“

Inmitten dieser Interessensstreitigkeiten, inmitten dieser Verschiedenheit der Anschauungen und Bestrebungen, blieb Winterer qualis ab incoepto. Er wollte keiner Partei angehören und hielt sich in gleicher Weise fern vom Zentrum wie von der Landespartei. Jeder Verschmelzungsidee war er abhold, um kein anderes Ziel vor Augen zu haben, als die Verteidigung des Elsasses gegen diejenigen, die sein nationales Leben und seine mehrere hundert Jahre alten Traditionen anzutasten wagten.

Die revisionistische Bewegung stand auf ihrem Höhepunkt. Sie stieg noch höher am Tage, wo die Diktatur aufgehoben wurde. Schon 1903 wurden zwei Paragraphen einstimmig im Landesausschuß angenommen:

1. Elsaß-Lothringen soll den Bundesstaaten politisch völlig gleichgestellt werden.
2. Der Reichstag und der Bundesrat sollen als gesetzgebende Faktoren in Elsaß-Lothringen ausgeschaltet werden.

Im Februar 1905 legten die Führer der verschiedenen Parteien untereinander ihre Gesichtspunkte dar. Herr Preiß meinte, Elsaß-Lothringen solle ein Bundesstaat, mit allen Rechten der Autonomie ausgestattet und unter demselben Namen wie die andern Staaten, werden. Zu diesem Zwecke sind drei Bedingungen unerläßlich: „Der Reichstag muß als gesetzgebender Faktor ausgeschaltet werden; dasselbe hat vom Bundesrat zu gelten; Elsaß-Lothringen muß als autonomer Bundesstaat mit direkter Vertretung im Bundesrat anerkannt werden.“ Der Antrag Spahn zielte auf eine autonome

Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat ab. Die Vorlage wurde am 17. März 1904 geräuschlos und ohne Debatte in Abwesenheit der elsässischen Abgeordneten angenommen. Bülow hatte seine Rolle gut zu spielen verstanden, indem er jegliche Diskussion vermied. Schon im Mai brachten zwölf Abgeordnete einen Antrag ein, der zunächst die Erhebung Elsaß-Lothringens zum Range der übrigen deutschen Staaten forderte. Der deutsche Kaiser sollte Landesherr werden. Elsaß-Lothringen erhielt das Recht, Bevollmächtigte mit beratender Stimme in den Bundesrat zu senden.

Die öffentliche Meinung war sehr erregt. Warum setzte man den Kaiser zum Landesherrn ein und verfolgte nicht den am 9. Februar 1904 in Aussicht gestellten Plan? Winterer sparte keineswegs seine Kritiken. „Wir kennen“, so schrieb er damals, „den Antrag nur durch die Zeitungen und wir wissen nicht, ob die elsäß-lothringischen Abgeordneten die Wähler über einen Antrag von solcher Tragweite und von so einschneidender Bedeutung für die Zukunft des Landes befragt haben. Das Wichtigste bei diesem Antrage ist, daß die Abgeordneten „aus ureigenster Initiative“ verlangen, der Kaiser solle nicht mehr „im Namen des Reiches“ mit der Exekutivgewalt in Elsaß-Lothringen betraut werden, sondern er solle „direkter Landesherr“ werden. Wir wissen nicht, ob sich die Abgeordneten darunter eine Art Personalunion vorstellen, wie sie für den Kaiser von Oesterreich besteht, der zu gleicher Zeit König von Ungarn ist. Jedenfalls würde das Projekt eine engere Verknüpfung mit Preußen zur Folge haben. Bis jetzt handelte es sich bloß darum,

Elsaß-Lothringen auf gleiche Basis zu stellen mit den übrigen deutschen Staaten. Was man jetzt vor hat, ist keine Gleichstellung mehr. Der deutsche Kaiser ist bloß Staatsoberhaupt in Preußen, aber nicht in den übrigen Staaten." Ein lebhafter, unwilliger Protest machte sich überall geltend: „Wir wollen keine Preußen werden.“

Ein neuer Antrag wurde am 5. Dezember 1905 eingebracht. Er zielte bloß darauf ab, den Reichstag und den Bundesrat als gesetzgebende Faktoren zu eliminieren und der Landesvertretung den Namen eines elsass-lothringischen Landtags mit ausschließlicher Kompetenz für die Sondergesetze des Landes zu geben. Pfarrer Delsor hatte ihn nicht unterzeichnet. Er brachte dafür einen andern genaueren und vollständigeren ein, der besonders das allgemeine Wahlrecht forderte. Man konnte sich nicht verständigen. Bülow gelang es abermals, die Debatte beiseite zu schieben, und wie 1904 war die Komödie fertig. Die Frage wurde auf absehbare Zeit vertagt. Jetzt ist diese Zeit endlich gekommen. Wir sind noch in den Glitterwochen; wir leben unter dem neuen Regiment und trotz der Wahlkassationen des Colmarer Oberlandesgerichts, die keineswegs vom Volke gutgeheißen wurden, hat die Regierung nicht die gewünschte Majorität. Dafür hat sie aber die Sozialisten, um das deutsche Vaterland gegen die Feinde im Innern zu verteidigen.

Winterer, der sich seit 1903 vom Reichstag zurückgezogen hatte, hatte mit schmerzlichem Interesse diese ängstigenden Debatten verfolgt. Er hatte von Anfang an in scharfen Artikeln im „Arbeiterfreund“ die ersten Vorschläge mit der größten Energie zurückgewiesen. Die

Regierung in Berlin und in Straßburg war davon betroffen, und die Kommission des Reichstages stand unter demselben Eindruck. Man wußte, daß der ehemalige Abgeordnete von Altkirch-Thann die elsässische Volksseele besser kannte als irgend sonst jemand und daß er sich bei seiner Opposition niemals durch Leidenschaft oder Voreingenommenheit hatte hinreißen lassen, sondern daß er stets einzig und allein aus Ehrgeiz, seinem Lande zu dienen und im Bewußtsein seiner zu erfüllenden Pflichten gehandelt hatte.

Das ist in der That der Rahmen, in dem uns Winterer als Politiker erscheint. Der Statthalter Manteuffel sprach eines Tages in Gegenwart Winterers die Verwunderung aus ihn mit Politik beschäftigt zu sehen. Aber er gab ihm zur Antwort: „Der katholische Priester wird sich so lange mit Politik beschäftigen, als die Politik sich mit Religion beschäftigt.“ In diesem Wort ist sein ganzes Programm enthalten: Der Kirche und dem Vaterlande zu dienen, wenn die Freiheiten der einen oder des andern bedroht oder mit Füßen getreten werden. 1874 wurde er mit 19 534 Stimmen in den Reichstag gewählt. Er blieb dort bis zu dem Tage, wo er seine Kräfte schwinden sah und infolgedessen Dr. Ricklin den Auftrag erteilte, an seine Stelle zu treten. Aber unentwegt hielt er sein Banner im Landesausschuß hoch, um sich zum Vorkämpfer jeder edlen Sache, zum Verteidiger aller Freiheiten und zum Rächer jeglichen Unrechts aufzuwerfen.

Bis 1909 wurde er mit stets glänzender Majorität wiedergewählt, und nur zwei oder drei Mal hatte

er Gegenkandidaten. Man wagte nicht einmal, gegen ihn Stellung zu nehmen; so erhaben war die Ehrenkrone, die ihm sein Wissen und Ansehen verschafften. Erst in den letzten Jahren machte man den Versuch. Die liberale Partei stellte, ohne einen Grund für ihre Handlungsweise anführen zu können, aber treu ihrem übernommenen Grundsatz der Treulosigkeit, eine Kandidatur gegen ihn auf. Jedermann war überrascht, Winterer mehr wie jemand. Man erstattete ihm öffentlich den Dank für seinen Geist der Duldsamkeit, den er zuweilen bis zum äußersten trieb, und für seinen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nahezu vierzig Jahre hindurch gepflegten Versöhnungsgeist. Ein Mann hatte sich zu der Komödie hergegeben; er hieß Diemer-Heilmann. Natürlich wurde er schmäzlich geschlagen, und die liberale Partei konnte ihre Annalen um einen neuen Akt der Treulosigkeit bereichern; Pfarrer Winterer durfte eine Perle mehr in sein Schmuckkästchen legen.

Noch vor seinem Tode war es ihm beschieden, den Anfang der so sehnsüchtig erwarteten friedlichen Ausöhnung zu sehen. Sein Patriotismus wünschte zwar noch mehr und noch besseres. Der Horizont schien ihm noch zu sehr von Wolken verdüstert. Er hätte lieber einen reineren, freieren, ruhigeren Himmel begrüßt. Neue Größen sind in die politische Arena eingetreten, vom Wunsche beseelt, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen und die Zukunft vorzubereiten. Sie haben dieselbe Fahne entfaltet; sie werden sie zu verteidigen wissen mit demselben Stolze und derselben Unabhängigkeit.



## Siebtes Kapitel

---

### Licht und Schatten.

Im Jahre 1881 erhielten die Sozialisten 462 Stimmen im Kreis Mülhausen. Dreißig Jahre später, im Jahre 1912, wurde der sozialistische Kandidat mit 20 261 Stimmen gewählt; davon wurden 11 221 in der Stadt und 9040 auf dem Lande abgegeben. Zwischen diesen beiden Daten, zwischen 1881 und 1912, ist ein gähnender Abgrund. Durch seine immer glänzendere Siege herrscht der Sozialismus in der Industriestadt des Ober-Elssasses und fühlt sich als ihr Herr und Meister. Was sind die Ursachen dieses Triumphes? Welches sind die einzelnen Stappen dieses Siegesmarches? Welches sind die entscheidenden Schlachten? Bei diesen Fragen sind viele Dinge zu erwägen. Doch lassen wir die Tatsachen sprechen; die Vergangenheit soll in ihrem besonderen Rahmen wieder aufleben; der Charakter der Männer, die eigenartigen Ereignisse sollen nach den Dokumenten gezeichnet werden; es bleibt kein Raum für die Leidenschaft oder für die Voreingenommenheit. Winterer steht auf dem Vorposten; er kämpft auf dem Schlachtfelde gegen die Feinde der sozialen Ordnung.

Wir müssen hinaufgehen bis zum Jahre 1890, dem ersten großen Sieg der Sozialisten in Mülhausen. Seit der Annexion waren die Wahlen auf dem Boden des Protestes geschlagen worden. Von Basel bis Weissenburg erhob sich das Volk wie ein Mann, um seiner unverbrüchlichen Treue und unerschütterlichen Hoffnung Ausdruck zu geben.

Valance feierte im Jahre 1887 den letzten patriotischen Triumph in Mülhausen. Mit erdrückender Majorität gegen den Bürgermeister Mieg-Röchlin, der von der Regierung gezwungen ward, seine Kandidatur zu Gunsten des Septennates aufzustellen, gewählt, wurde er wegen seines politischen Glaubensbekenntnisses vor die Schranken des Gerichtes gestellt. Die schlimmsten Tage waren wiedergekehrt, Tage der Drohung und Einschüchterung. Als daher die Wahlen von 1890 kamen, suchte man vergeblich eine hervorragende Persönlichkeit, die den Mut hatte, die Nachfolge Valances zu übernehmen. Doch wagte es, der Gefahr zu trotzen; doch er war weder bekannt genug, noch populär genug, daß die Wähler ihm Gefolgschaft leisteten. Man hatte beim Pfarrer von St. Josef sondiert; doch dieser hatte auf den Rat einflußreicher Leute hin die gefährliche Ehre der Kandidatur abgelehnt. Infolgedessen wurde der Sieg der Sozialisten wahrscheinlich. Hicel, der rote Kandidat, erklärte es öffentlich, und die Ereignisse gaben ihm Recht. Er ward mit 9749 Stimmen gewählt, gegen 5296 Stimmen, die auf Boch den Gegenkandidaten fielen. Winterer dachte, „die Wahl des Sozialisten, des Schreibers Hicel, sei das Resultat einer augenblicklichen Be-



geisterung, einer Umwandlung sozialen Hasses und einer heftigen Abneigung des Arbeiters gegen den Arbeitgeber.“ Er hatte sich getäuscht; es war weder die augenblickliche Begeisterung, noch die Umwandlung sozialen Hasses; „weder Fabrikant noch Kapitalist“, war das Lösungswort. Das seit Jahren gepriesene Idyll über das gute Einvernehmen der Arbeitgeber und Arbeiter in Mühlhausen, über den beglückenden Einfluß der Arbeiterviertel, über die gute Organisation der industriellen Arbeit, über die durch Privatinitiative geschaffenen Einrichtungen, wurde schrecklich Lügen gestraft. Einmal mehr zeigte es sich, daß der Klerus allein mit seiner aufopfernden Hingabe vielleicht noch imstande wäre, die soziale Flut aufzuhalten oder doch einzudämmen. Der „Expres“, das Fabrikantenorgan, hatte während der ganzen Wahlkampagne sich gänzlich in Reserve gehalten und es nicht gewagt, sich weder für Boch, den Kandidaten des Protestes, noch gegen Hinkel, den sozialistischen Kandidaten, auszusprechen. In den „bessern“ Stadtteilen hatte kaum ein Drittel seine Wahlpflicht erfüllt. Dem Abgeordneten des sozialen Protestes wurde zugejubelt.

Drei Tatsachen müssen festgenagelt werden; sie beleuchten und erklären die kommenden Ereignisse. Der „Expres“ beobachtet eine unqualifizierbare Neutralität; die mittleren und bessern Schichten der Bevölkerung enthalten sich der Wahl; der sozialistische Kandidat triumphiert mit 4453 Stimmen Majorität.

Der außerordentliche Erfolg Hinkels ward zum Ausgangspunkt der ungeheueren sozialistischen Bewegung in Mühlhausen und im ganzen Lande. Die Gründung der

sozialistischen Zeitung, die freien Gewerkschaften, die öffentlichen Versammlungen, die Konferenzen eines Liebknecht, Bebel, Müdt und anderer, sind ebensoviele Etappen dieses feindlichen Vormarsches. Die Sozialisten hatten den Platz erobert, sie waren in die Feste eingedrungen; sie wollten hier bleiben und ihre Tätigkeit über das ganze Elsaß ausbreiten.

Diese Tätigkeit tritt mit drohender Macht in dem unmittelbar folgenden Streik in die Erscheinung. Die Arbeitgeber waren überrumpelt und sie verstanden es nicht, gleich beim Beginn der Agitation eine weitsichtige und feste Haltung einzunehmen. Staunen, Ueberraschung und Unentschlossenheit hatten die besten Geister gelähmt. Als endlich die Werksführer sich zur gemeinsamen Beratung versammeln konnten, offenbarte sich eine tiefgehende Verschiedenheit in den Ansichten und Meinungen, so daß eine Verständigung unmöglich schien. Die Behörden sahen anfangs ruhig zu. Zusammenrottungen, öffentliche Kundgebungen, Aufzüge durch die Stadt, alles war in den ersten Tagen erlaubt. Die Arbeiter sprachen es oft und laut genug aus, daß die Regierung auf ihrer Seite stehe und sie aufforderte, sich fest und unerschütterlich in ihren Forderungen zu zeigen.

Etwas spät erst mußte man konstatieren, daß „die große Masse immer weniger von der religiösen Praxis wissen will; daß der Materialismus schon tiefe Wurzeln in der neuen sozialen Schicht gefaßt habe“. Doch das hinderte den „Expresß“ nicht, den Klerus gröblich ins Angesicht zu beleidigen. „Ein Teil des Klerus — wir verstehen darunter nur einige Mitglieder der Kampf-

partei —, reizt die Arbeiter gegen die Arbeitgeber auf und verdient daher auch die Mißbilligung aller rechtlich denkenden Leute. Es ist nicht christlich, den Haß unter die Menschen zu säen; wir fassen die Rolle eines Seelenhirten ganz anders auf". Schon damals antworteten wir: „Wenn man uns in die Reihen des kämpfenden Klerus stellen wollte, so würden wir dies uns zur Ehre anrechnen, und gern würden wir es laut wiederholen, wie wir unsere Aufgabe in der heutigen Zeit auffassen.“

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir uns im Jahre 1892 als Kandidat für den Reichstag gestellt. Seit der Wahl von 1890 hatte der Sozialismus eine unermüdlige Tätigkeit entfaltet. Der vorhergehende Erfolg sollte den nachfolgenden Triumph vorbereiten. Damals betonten es die Sozialisten, daß nur zwei Parteien in den Kampf treten könnten, die Schwarzen und die Roten. Der „Expresß" schrieb selber, daß die liberale Partei weder ein Haupt noch ein Programm habe; sie hatte nicht einmal einen Kandidaten. Eine geistliche Kandidatur schien demnach allein möglich. Der Pfarrer von St. Josef, der andere Kandidaturen abgeschlagen hatte, nahm auf zahlreiches Drängen hin die Kandidatur für Mühlhausen an. Es war ein äußerst scharfer Kampf in besonders peinlichen Umständen. Man durfte sich nicht der geringsten Täuschung hingeben. Indessen es galt der Sache Gottes und der Sache der Kirche zu dienen.

Nichts ward außer Acht gelassen, um diese Sache in einer ihrer würdigen Weise zu verteidigen. Flugblätter, Aufruf an die Wähler, Plakate, Zeitungsartikel folgten rasch hintereinander, um den Mut zu beleben, die

Wahrheit und das Recht zu verteidigen und Begeisterung einzulösen. Die beiden Parteien marschierten vorwärts mit fliegenden Fahnen, sie verteidigten ihre Stellungen und bereiteten den Tag der Schlacht vor mit gleicher Leidenschaft und gleicher Zähigkeit. Je näher der Tag heranrückte, desto zahlreicher und charakteristischer wurden die Vorpostengefechte. Die Wahlbewegung rüttelte auch die gleichgültigsten auf. Der Pfarrer von St. Josef hatte den Kampf unter neuen Bedingungen angenommen. Er hatte sich auf den Kampfplatz gestürzt, um den von den Sozialisten hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Er hatte sich bereit erklärt, in der Öffentlichkeit sich zu zeigen, in öffentlichen Diskussionsversammlungen zu erscheinen, um sein Programm angesichts seiner Gegner auseinander zu setzen und zu verteidigen.

Die rechtlich denkenden Männer konnten sich klar sein. Es galt, sich zu entscheiden zwischen Katholiken und Sozialisten. Der Tag der Schlacht nahte heran. Der „Expres“ eröffnete zuerst das Feuer. In einem sogenannten „Wahlgespräch“ hielt er eine Anklagerede gegen den Pfarrer von St. Josef und endigte mit folgenden Worten: „Da wir nun einmal keinen Kandidaten für uns haben und da wir nicht, ohne unserem Gewissen Gewalt anzutun, weder Bueb noch Cetty wählen können, so wollen wir trotzdem zur Wahl schreiten und einen weißen Zettel abgeben.“ Wem's juckt, der frage sich! Die Formel war gefunden: „Lieber rot als schwarz!“ Der „Expres“ hatte in einem an eine Pariser Zeitung gerichteten Schreiben erklärt, daß seine Partei größtenteils für den Sozialisten stimmen werde. Die Tat bewies

es auch. Am Wahltage gaben 7312 Mülhauser Wähler ihre Stimmen dem Sozialisten, 3572 gaben sie Pfarrer Cetty. Bueb ward mit 12 158 Stimmen gewählt, 9797 fielen auf Cetty.

Der Pfarrer von St. Josef stand allein da im furchtbaren Kampfe gegen den Feind. Bebel war von Berlin herbeigeeilt, um die „Genossen“ anzufeuern; Pfarrer Cetty hingegen konnte mit dem Heiland, dessen Namen auf seiner Fahne stand, ausrufen: „Die Kelter mußte ich allein treten.“ Auf seine eigenen Kräfte angewiesen im Kampfe gegen alle Parteien, selbst gegen einige abgefallene Katholiken, hatte er trotzdem stolz die Fahne getragen und sie beinahe zum Siege geführt.

Winterer nannte unter dem Eindruck weiß Gott welchen Gefühls diese „die traurigste Wahl.“ Es schien als ob er die Wahl von 1890 vergessen hatte, wo Boch, der doch durch ihn unterstützt war, kaum 5290 Stimmen auf seinen Namen vereinigte. Cetty hingegen erhielt trotz Herrn Winterer 9797 Stimmen. Es war demnach kein Rückgang, vielmehr ein Gewinn von 4500 Stimmen. Das Resultat war keineswegs niederschmetternd oder eine Niederlage.

Die Behauptung ferner, daß der Kampf auf das religiöse Gebiet getragen ward, daß er in einen gehässigen Kampf gegen den Klerus und gegen die Religion ausgeartet sei, war doppelt falsch. In der unvergeßlichen Versammlung im Vereinslokal von Maria-Hilf hatte der Pfarrer von St. Josef die Frage so gestellt: „Gibt es eine Arbeiterfrage? Wie ist sie entstanden? Was ist zu tun gegenüber dieser großen sozialen Bewegung?“

Er sprach mehr als eine Stunde, um die Antwort darauf zu geben, und ward mit der größten Aufmerksamkeit angehört. Sein politischer Gegner sah sich gezwungen, öffentlich anzuerkennen, daß mit Ausnahme der Religion, ein Sozialist dieses Programm unterschreiben könnte.

Man brauchte sich nicht zu schämen. Der Alerus ging aus diesen Versammlungen stolzen, ungebeugten Hauptes hervor. Mehr als einmal hat die Menge dem Heiland, dem Gotte der Armen, der Kirche und ihrer caritativen Tätigkeit im Laufe der Jahrhunderte, dem Papsttum, dem Beschützer der Schwachen und Unterdrückten, Leo XIII., dem Arbeiterpapste, zugejauchzt. Die Rednertribüne ward in gewissen Augenblicken zur geweihten Kanzel für Hunderte von Zuhörern, die sonst nicht den Weg zur Kirche fanden. Die Flüche und Lästerungen der Feinde Christi verschwanden ganz hinter diesen Rundgebungen christlichen Glaubens.

Der Pfarrer von St. Stefan pflegte zu behaupten, daß in Mühlhausen kein Priester und kein Fabrikant Reichstagskandidat sein dürfte. Im Jahre 1893 konnte er gegenüber dem Kandidaten im Priesterkleid keine wohlwollende Neutralität bewahren; später verschwendete er einen hartnäckigen Eifer darauf, die Kandidatur von Theodor Schlumberger, der Fabrikant war, zu unterstützen. Man wird vielleicht sagen, die Umstände waren nicht die nämlichen. Meinetwegen!

Der „Expres“ hatte in seinem „Wahlgespräch“ erklärt, daß „wir in dem Pfarrer von St. Josef auf alle Fälle einen Regierungsparteigänger hätten; denn er ist

nicht unabhängig, weil er nach Mühlhausen nur unter gewissen Bedingungen ernannt worden ist, die er ohne Umstände unterzeichnet hatte.“ Der Pfarrer von St. Stefan gab diese Tatsache zu wie der „Expreß“, sein ehemaliger Gegner. Er empfand „die Tatsache schmerzlich für sein Priesterherz“. Der Pfarrer von St. Josef schrieb am nämlichen Tage an den „Expreß“: „Pfarrer Getth ist zum Pfarrer von St. Josef „ohne formelle Bedingungen“ ernannt worden. Die Regierung hatte keine Bedingungen gestellt. Pfarrer Getth ist auch nicht gerufen worden, solche zu unterzeichnen. Er hat keine Verpflichtungen übernommen weder vorher noch nachher. Was das im Kultusministerium niedergelegte Schriftstück betrifft, so bin ich froh, die Legende aus der Welt schaffen zu können, die von mehr oder weniger böswilligen Leuten hierüber verbreitet ist worden. — Das ist die volle Wahrheit. Nachdem die Regierung dreimal sich geweigert hatte, mich zu bestätigen, habe ich auf Veranlassung des Bischofs von Straßburg eine Erklärung geschrieben dahinlautend, daß ich nie systematische Opposition gemacht habe, da ich ja nur meine Pflichten als Priester erfüllte, ohne mich um Politik zu kümmern und daß ich auch wünschte, dieser Handlungsweise treu zu bleiben. Es war das nur eine Antwort auf Anschuldigungen, die absichtlich vonseiten solcher ausgestreut wurden, die Angst davor hatten, mich in Mühlhausen zu sehen. Es ist darin nicht die Rede von Politik in Mühlhausen, noch von protestlicher Kandidatur, sondern einzig und allein von „systematischer Opposition und der damit zusammenhängenden Politik.“

Eine Tatsache war sicher. Der Sozialismus triumpierte dank solchen Wahlmannövern. Der große politische Fehler, wovon eine „hohe politische Persönlichkeit“ gesprochen hatte, war nicht von den Katholiken begangen worden, die sich auf die Seite des Pfarrers von St. Josef gestellt hatten, wohl aber von denen, die aus irgendeinem Grunde ihn bekämpft oder im Stiche gelassen hatten. Heute gibt man es fast einstimmig zu.

Nach den Wahlen vom Jahre 1898 konnte man es nicht mehr leugnen. — Winterer hatte für Mülhausen die Kandidatur Bonderscheer aufgestellt. Die Katholiken entfalteten einen außerordentlichen Eifer zu ihrer Unterstützung. Am Tage der Schlacht konnte man keine Siegesnachricht verzeichnen. Bueb erhielt 13 610, Bonderscheer 8052 Stimmen; die Majorität betrug mehr als 5500 Stimmen! In Mülhausen selbst brachte es Bueb auf 8427 Stimmen, Bonderscheer nur auf 3487. Vergleicht man die Wahlziffern von 1893 und 1898, so ist es sehr weit „von der traurigsten Wahl“. Die Majorität war von 2200 auf 5500 Stimmen gewachsen. Der Pfarrer von St. Josef war aufs tiefste betrübt, daß er so Rache gefunden. Die Liberalen waren ihrer alten Taktik treu geblieben: Lieber rot als schwarz.

Der „Expresß“ schrieb i. J. 1893: „Noch ist die bedauernswerte Wahlkampagne für die Gemeinderatswahlen von 1891 nicht vergessen, in die sich so eifrig, und sagen wir, so eigenartig Pfarrer Cetty gemischt hatte, und wo die Männervereine unter seinem Befehle Sturm liefen gegen den Protestantismus in Mülhausen und



feine angestammten Rechte.“ Die „angestammten Rechte des Protestantismus“, das ist das Programm des Liberalismus. Alles für uns, nichts für die andern.

Zu einer gewissen Zeit fand man es ganz natürlich, die Katholiken aus dem Gemeinderat fern zu halten. Wenn die Herren des Tages dem einen oder andern Katholiken es gestatteten in den Gemeinderat zu kommen, so sorgte man dafür, daß diese nach ihrem Ebenbilde und Gleichnisse gewählt wurden; sie mußten bescheiden, gehorsam und besonders „tolerant“ sein. Als im Jahre 1891 die Katholiken es wagten, ihr Recht an der Sonne im Namen der Freiheit und Geseßlichkeit zu betonen, da schrie man: „reinste Demagogie, Fanatismus, Intoleranz“. Wie falsch doch das klingt! Die Intoleranz war ganz anderswo zu suchen.

Das Mülhauser Spital zählte im Jahre 1881 353 Katholiken und 83 Protestanten. Der ganze Dienst war in den Händen von Diakonessen. Unter dem Personal waren 67 Protestanten, und um auch den Beweis der Toleranz (!) zu liefern, wurden 8 Katholiken zugelassen, darunter 2 Mägde ohne Gehalt!

Als Winterer am Vorabend der Gemeinderatswahlen da dringende Abhilfe verlangte, schrie man Peter und Mordio und erklärte, daß man nicht nach Canossa gehen würde. Der Volkswille war stärker. Die katholische Liste triumphierte mit 1700 Stimmen Majorität über die radikale Liste. Dieselben Geschichten waren wieder bei den Wahlen im Jahre 1886. Die Liste der Katholiken marschierte obenan trotz der Opposition des liberalen Komites. Ein noch viel glänzenderer Erfolg war

zu verzeichnen bei den Ergänzungswahlen. Zum ersten Male treten die Katholiken aufs Schlachtfeld ganz mit eigenen Kräften. Zum ersten Male seit der Reformation ziehen die Katholiken in den Gemeinderat ein, stolzen Hauptes, stolz auf ihre Rechte, im Vertrauen auf ihre gerechte Sache.

Bei den Wahlen von 1891 brachten es die Katholiken auf 18 Sitze. Die katholische Spitalfrage wurde klipp und klar von Pfarrer Winterer gestellt. Noch mehr, er verlangte, daß 10 Arbeiter in den Gemeinderat zugelassen wurden. Das war natürlich in den Augen gewisser Herren gegen jeden Anstand und jede Tradition. Ein Logenbruder bließ ins Kriegshorn, um die alten Liberalen zum Kampfe zu rufen. Die alten Mülhauser Protestanten und die Eingewanderten scharten sich um dasselbe Banner. Selbst die Verbündeten der Katholiken kehrten plötzlich um; auch sie hatten Angst vor dem Alexikalismus. Eine Kompromißliste ward vereinbart mit 19 katholischen, 15 protestantischen und 2 israelitischen Namen. Von beiden Seiten hatte man sich verpflichtet, diese Liste zu unterstützen ohne Vorbehalt und mit der ganzen Energie.

Jedoch andere wühlten im Finstern in Versammlungen, die meist geheim gehalten waren; verschiedene Komites hatten sich gebildet mit dem Zwecke, gegen die Kompromißliste zu arbeiten. Schon mehr als 60 000 Wahlzettel waren verteilt. Die Katholiken kamen ihren Verpflichtungen nach, immer vertrauensselig auf die Loyalität ihrer Verbündeten. Trotz der Gerüchte, die immer hartnäckiger sich verbreiteten, wollten sie nicht an

einen hinterlistigen und gehässigen Verrat glauben. Zahlreiche Listen zirkulierten von Haus zu Haus, die von einer Legion von Boten verteilt wurden. Eine Liste der liberalen Bürger und Arbeiter, eine Liste der „Alt-Mühlhäuser“, eine Liste der Protestanten, eine Liste der Eingewanderten überschwemmten die Straßen mit Wahlaufrufen, die in letzter Stunde abgefaßt wurden. Man war schon am Vorabend der Wahl. Ein einziger der 10 Katholiken hatte auf allen Listen Gnade gefunden. Die andern waren unerbittlich gestrichen und durch mehr oder weniger bekannte katholische Persönlichkeiten ersetzt worden. Die Liberalen würdigten sich, 10 bis 12 katholische Namen zuzulassen. Die Protestanten gingen in ihrer Toleranz soweit, daß sie 2 von den 19 Katholiken auf ihre Liste nahmen und ließen sich gnädig herab, noch andere Katholiken zu dulden; unter diesen waren 4, die in gemischter Ehe mit protestantischer Kindererziehung lebten!

Ein ungeheure Erbitterung brach aus infolge dieses Verrates. Alle Herzen bebten, wo noch ein Funken Ehrgefühl und Loyalität vorhanden war. Aber es galt vor allen Dingen zu handeln. Man konnte sich nicht dazu entschließen, sich noch länger narren zu lassen. Und man mußte etwas erleben, was legendenhaft in den Annalen unserer Geschichte geblieben ist. Innerhalb weniger Stunden waren Tausende von Wahlzetteln gestrichen und in den Häusern verteilt. Die Namen der protestantischen Kandidaten, die auf allen Listen figurierten, wurden unerbittlich gestrichen mit wenigen Ausnahmen. Der Geist der Zusammengehörigkeit und die Manneszucht der katholischen Partei sollten siegen über die List und

die Kunstkniffe der Liberalen und Protestanten. Das Uebrige ist bekannt. Beim ersten Wahlgange gingen nur 7 Kandidaten aus der Urne hervor; diese waren von den Katholiken unterstützt.

Eine neue Wahlagitation setzte ein, viel eifriger und leidenschaftlicher als die erste. Wenigstens war die Lage jetzt geklärt. Die Katholiken konnten an keinen Kompromiß mehr denken. Sie mußten jeden neuen Einigungsversuch stolz von sich weisen. Allein wollten sie in den Kampf marschieren im Verein mit jenen treuen und ergebenen Arbeitern, deren Verständnis und Mut in der Stunde der Gefahr noch größer geworden war. Die katholische Partei blieb ihrem Programm und ihren Forderungen treu. Sie hatten 19 Vertreter im Gemeinderat verlangt, und am Vorabend vielleicht eines Triumphes dachten sie nicht einen Augenblick daran, mehr zu fordern. Ohne es zu sagen, praktizierten sie die Toleranz und gaben ein nachahmenswertes Beispiel. Der Triumph der Katholiken ward auch vollständig. Ihre Liste drang mit einer Majorität von 500 Stimmen durch. Als das Resultat im Gemeindefaale verkündigt wurde, konnte die allgemeine Freude nicht zurückgehalten werden. Die Liberalen waren die Besiegten des Tages. Der Erste auf ihrer Liste hatte 180 Stimmen weniger als der Letzte der Gewählten auf der katholischen Liste. Die Sozialisten blieben sämtlich auf der Strecke. Sichel, der Abgeordnete von Mühlhausen kam an 14. Stelle nach dem letzten der Gewählten. Die andern sozialistischen Kandidaten hatten noch weniger gut abgeschnitten.

Am folgenden Tage meldeten die Zeitungen Mühl-

hausens ohne weiteren Kommentar den Sieg der „flerikalen Liste“. Jeder Kommentar war überflüssig. Die Siegesbotschaft sagte genug. Der Kampf war zu Ende, die Anstrengungen der Katholiken waren mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt.

Bei den Wahlen im Jahre 1896 erwachten derselbe Haß und dieselben Leidenschaften. Ein Kompromiß mußte für die Stichwahl zustande kommen, wenn Mühlhausen nicht dem Sozialismus anheimfallen sollte. Die Kompromißliste siegte sowohl über die Sozialisten als über die Liberalen, die zum Feinde übergelaufen waren. Bei den Ergänzungswahlen 1899 drang die gemeinsame Liste ebenfalls durch mit einer Majorität von 500 Stimmen. Der Wind brauste orkanartig bei den Wahlen 1902. Die Manöver waren so unloyal, die Kompromisse so verdemütigend, der Verrat so augenscheinlich, daß die Katholiken auf den Kampf verzichteten, um nicht gegen die Ehre zu freveln. Liberale, Sozialisten und Eingewanderte umarmten sich brüderlich. Doch, das herzliche Einvernehmen sollte nicht lange dauern. Die Sozialisten gerierten sich als die Herren und Despoten. Es war der Bankrott auf der ganzen Linie.

Man kommt wieder zu anderen Gesinnungen für die Wahlen 1908. Um die Stadt vom Schiffbruch zu retten, appelliert man an den Patriotismus der Katholiken. Der Appell findet Gehör, und die Sozialisten werden hinausgewimmelt. Es ist ein Sonnenstrahl nach dem Sturm. Doch seit 1911 erstrahlt er nicht mehr in derselben Glanze und in derselben Helle.

Winterer sah am Ende seiner langen Laufbahn die

Liberalen Müllhausens so, wie er sie am Anfange seiner Tätigkeit getroffen hatte, unverbesserlich in ihrer Intoleranz, unversöhnlich in ihrem religiösen Hass. Er nimmt dieses Gefühl mit ins Grab. Er war der Mann der Versöhnung gewesen, er hatte sich immer für ehrliche Kompromisse ausgesprochen; hingegen hatte er Versprechungen verlangt, die aber nicht gehalten wurden, Garantien, die nicht gegeben worden sind. In gewissen Augenblicken seines Lebens bedauerte er es gleichsam, allzusehr zuvorkommend, zu vertrauensselig und leichtgläubig gewesen zu sein.





## Achtes Kapitel.

### Der Lebensabend.

In diesem opfervollen und arbeitsreichen Leben folgen einander tatenreiche Jahre in großer Zahl. Der Lebensabend erstrahlt in wunderbaren Lichtfarben, und dieser Abend gleicht dem Morgen mit seinem klaren Himmel und seinem erweiterten Horizont.

Wir finden Winterer wieder in Lüttich im Jahre 1890 auf dem internationalen Kongreß für soziale Arbeit. Er sollte Bericht erstatten über den internationalen Schutz der in der Industrie beschäftigten Kinder und Frauen. Zur Lösung des Problems beantwortete er folgende drei Fragen: 1. Müssen das Kind und die Frau in der Fabrik beschützt werden? 2. Genießen heute das Kind und die Frau hinreichend Schutz? 3. Wenn das Kind und die Frau nicht hinreichenden Schutz genießen, ist eine internationale Verständigung wünschenswert und sogar unerläßlich, um ihnen einen genügenden Schutz zu sichern?

In der ersten Frage ist der Berichterstatter der Ansicht, daß, „wenn es wahr ist, daß der Staat der Hüter der öffentlichen Moral und der öffentlichen Gesundheit ist, wenn es außerdem wahr ist, daß die Familie, die zu

zerfallen droht, die Grundlage der Gesellschaft ist, so kann unmöglich bezweifelt werden, daß der Staat gesetzlich eingreifen muß."

Für die zweite Frage setzte er auf einigen Seiten die Gesetzgebung aller Staaten inbetreff der gesetzlichen Regelung der Frauen- und Kinderarbeit auseinander und zieht daraus den Schluß, daß der gesetzliche Schutz für Frauenarbeit vollständig ungenügend ist. Eine internationale Regelung ist demnach notwendig. Das steht im Interesse der allgemeinen Sittlichkeit und der allgemeinen Gesundheit, das liegt im Interesse der Familie. Es gibt keine heiligere soziale Pflicht für die Menschen; und gerade die Familie, die Grundlage der Gesellschaft, hat das größte Interesse daran.

Soll diese internationale Regelung durch internationale Gesetzgebung, durch internationales Uebereinkommen oder durch internationale Konferenzen verwirklicht werden? Sobald man diese Sätze ausspricht, ergeben sich auch sogleich die daraus entstehenden Schwierigkeiten. Winterer kennzeichnet sie auch und zieht den Schluß: „Es gibt Millionen von menschlichen Wesen, denen man zu Hilfe kommen muß, die das Opfer der unumschränkten kapitalistischen Konkurrenz sind. Es gilt den internationalen Sozialismus in seinem furchtbaren Vormarsche aufzuhalten. Es gilt die christl. Familie wiederherzustellen und dadurch der Hauptstütze der Gesellschaft ihre unerschütterliche Festigkeit wiederzugeben. Ohne internationale Regelung kann dieses dreifache Resultat nicht erreicht werden. Die internationale Regelung selbst ist nicht unmöglich. Sie läßt sich machen in



Form eines internationalen Uebereinkommens oder in der Form einer internationalen periodischen Konferenz. Ein katholischer Kongreß, so scheint mir, muß unbedingt aufs wärmste eine internationale Verständigung herbeiführen."

Der Kongreß von Lüttich nahm die zwölf Schlußfolgerungen an, die von Winterer vorgeschlagen wurden, und drückte seine Anerkennung und Dank aus für das praktische Referat, seine klaren Sätze, seine maßvollen Forderungen.

Eine andere Frage beschäftigte ihn noch lebhaft. Die öffentliche Meinung war darüber in Aufregung. Gerüchte, die immer lauter wurden, ließen in naher Zukunft die Umwandlung des großen Seminars zur katholischen Fakultät ahnen. Schon im Jahre 1896 formulierte Winterer, von allen Priestern des Kantons unterstützt, für die Diözesansynode folgende Wünsche:

1. „Das große Seminar solle aufrechterhalten und seine Organisation beibehalten werden. 2. Das kleine Seminar von Bilsheim solle wieder werden, was es gewesen, ein eigentliches kleines Seminar.“

Diese sorgenvollen Gedanken waren nur zu sehr begründet. Die Berliner Regierung machte in Rom Schritte, um die Verlegung des theologischen Studiums von dem großen Seminar auf die theologische Fakultät der Universität Straßburg durchzusetzen. Winterer war der Ansicht, daß unter den gegenwärtigen Umständen der von der Regierung gehegte Plan unseren besten

Traditionen und der heiligsten Unterrichtsfreiheit, dem letzten Rechte unserer Freiheit, den Todesstoß versehe. In einem an die Kantonalpfarrer gerichteten Zirkular bittet er sie daher, eine allgemeine Bittschrift des Clerus an den Bischof von Straßburg zu richten; daß das Seminar vollständig erhalten bleibe.

Diese Bewegung schlug ihre Wellen bis nach Berlin in den Reichstag. Der Reichskanzler, Fürst von Hohenlohe, warf dem elsass-lothringischen Clerus vor, daß er aus politischen Motiven die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät auf der Universität Straßburg bekämpfe. Winterer gab ihm folgende Erklärung ab: „Der Reichskanzler ist schlecht unterrichtet. Mein Alter und meine Erfahrung haben mich berufen, eine führende Rolle zu spielen in der Bewegung des elsässischen Clerus, von der der Reichskanzler spricht. Ich habe es gleich offen beim Entstehen der Bewegung erklärt und ich habe es auch heute vor dem Reichstag erklärt. Die Verteidigung der Rechte des großen Seminars ist für uns niemals eine politische Frage gewesen. Wie früher, so ist sie heute noch nur eine Frage der Rechte und der Freiheit der Kirche in Elsass-Lothringen.“

Das Weitere ist bekannt. Das große Seminar hat auf die Universität wandern müssen. Man hat gebrochen mit den Traditionen der Vergangenheit; eine neue Aera hat für die Kirche des Elsasses begonnen. Die anfänglichen Befürchtungen sind nicht im entferntesten aus der Welt geschafft. Mehr als je gilt es, die Frömmigkeit mit der Wissenschaft zu verbinden, die unversehrte Wahrheit hoch zu halten, den Weisungen Roms zu folgen, den ka-

tholischen Sinn zu bewahren, der allein die Zukunft vorbereiten kann.

Winterers Hoffnung und Vertrauen stählte sich wieder, als er das Leben des P. Vibermann zeichnete, der im Jahre 1841 einige Monate im großen Seminar von Straßburg zubrachte. Dieser Aufenthalt, der in den Annalen der Anstalt verzeichnet steht, ist eine der schönsten Seiten seiner Geschichte. Ebenfalls griff der Schriftsteller auf die Vergangenheit zurück, als er zuerst auf der Domkanzel zu Straßburg, dann in einer Broschüre das Andenken an den seligen Canisius wachrief, der Schlettstadt, Colmar und Rufach besucht hatte und dann schrieb: „Ich habe in diesen Städten Katholiken gefunden, die mit ganzem Herzen an dem alten Glauben ihrer Väter hängen. Das hat mich sehr gefreut.“

Gott tröstete auch seinen treuen Diener dadurch, daß er ihm traute, liebliche Feste zu feiern vergönnte. Im Jahre 1896 wollte die Pfarrei sein 25jähriges Jubiläum als Pfarrer von St. Stefan feiern. Mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit war ohne sein Wissen eine Sammlung veranstaltet worden. Es sollte ihm ein Hochaltar als Geschenk angeboten werden, der der majestätischen Schönheit des Gotteshauses würdig war. Herr Klemm ward mit dem Plan und mit der Ausführung betraut. Er legte in die Ausführung seine ganze Liebe und sein ganzes Können hinein, um die Lebensgeschichte des hl. Stefanus in Stein zu verewigen. Zwei Jahre später wurde der Altar aufgestellt und von Weihbischof Marbach geweiht. Er paßt gar wunderbar zu der prächtigen Restauration der Kirche. Das Heiligtum nahm wie von

selbst schärfere Umrisse an in seinen Linien von so auffallender Reinheit. Winterer pries Gott und segnete seine Pfarrkinder. Am Tage der Altarweihe erhob sich seine Stimme vom Altar zu Gott und redete von der Kanzel herab zum Volke, um den Dankeshymnus anzustimmen.

Zehn Jahre später, im Jahre 1906, feierte der greise Pfarrer sein goldenes Priesterjubiläum. Zu einer äußern Rundgebung versagte er durchaus seine Zustimmung. „Mein Priesterleben“, schrieb er, „ist so erregt gewesen und so verantwortungsvoll in jeder Beziehung, daß ich glaube, besonders der Sammlung und Ruhe zu bedürfen.“

Diese Ruhe ward gestört durch eine gute Freudebotschaft. Am Vorabend von Christi Himmelfahrt im Jahre 1908, überreichte der Bischof dem greisen Pfarrer von St. Stefan ein Breve des Heiligen Vaters, wodurch er zum Apostolischen Protototar ad instar participantium ernannt wurde. Das Breve war datiert vom 8. Mai. Winterer wußte diese Auszeichnung zu schätzen, kam sie doch ganz unerwartet von dem innigst geliebten Oberhirten; sie war für ihn von einflußreichen Persönlichkeiten begehrt worden, die durch die Ehrung des neuen Prälaten sich selbst ehrten. Mit Freude ward diese Auszeichnung im ganzen Elsaß aufgenommen, das glücklich war, daß endlich so viele Verdienste von höchster Stelle aus anerkannt wurden. Uebergroß war natürlich die Begeisterung in der Pfarrei. Der Prälat mußte den Dingen den Lauf lassen; wie hätte man auch der Begeisterung des Volkes Einhalt gebieten sollen?

Am 5. Juli sang er am Altar von St. Stefan sein erstes Pontifikalamt, in seinem teuren Heiligtum, das geschmückt war wie eine Braut, die ihrem Bräutigam entgegengeht.

Als wir ihn so mit der Mitra geschmückt sahen, konnten wir uns nicht erwehren, in Gedanken 30 Jahre uns zurückzusehen ins Jahr 1880. Damals wurde die Frage lebhaft behandelt, dem greisen Bischof Raef einen Koadjutor zu geben.. Der Name Winterer wurde da genannt. Doch die Illusion dauerte nicht lange. Der Pfarrer von St. Stefan blieb in Mülhausen. Damals galt er als Protestler.

Er galt es noch zwei Jahre später, im Jahre 1882. Der hl. Vater der Papst hatte das Breve unterzeichnet, wodurch Winterer zum apostolischen Protonotar ernannt wurde.. Die Regierung aber schenkte böswilligen Einflüsterungen Gehör und machte Opposition. Das Breve wurde nicht ausgefertigt. Groß war die Erregung im Lande. Zur Beruhigung der Gemüter veröffentlichte Winterer unter dem 3. August in der „Union d'Alsace-Lorraine“ folgenden Brief: „Die elßässische Presse schreibt seit einigen Tagen viel über meine Person. Die „Straßburger Post“ und in ihrem Gefolge die „Neue Mülhauser Zeitung“, der „Expres“ usw. erzählen ihren Lesern, daß der Heilige Vater der Papst geruht hatte, mich zum apostolischen Protonotar zu ernennen; aber infolge des Eingreifens von einflußreicher Seite — nach den Zeitungen wahrscheinlich die preußische Gesandtschaft in Rom — sei die Ausfertigung der Ernennung verhindert worden. Die beiden ersten Blätter behaupten sogar, zu wissen,

daß ich schon die Kosten der Ausfertigung bezahlt habe. Für ihre Behauptungen stützen sie sich auf „wohlunterrichtete Kreise.“

„Wenn der Heilige Vater mich zum apostolischen Protonotar hat ernennen wollen, so bin ich dafür sehr erkenntlich; aber ich habe nicht die Ehre, zu den „wohlunterrichteten Kreisen“ zu gehören; ich weiß also auch nicht ganz genau, was in Rom vorgegangen ist. Ich habe dem Heiligen Vater meine zwei Werke über den „Sozialismus unserer Zeit“ vorgelegt; ich habe dafür keine Gunstbezeugung gefordert und ich habe auch niemand ermächtigt, solches für mich zu tun; auch habe ich kein Geld abgeschickt.

„Ich bedauere, daß die „einflußreiche Seite“, wer sie auch sei, sich mit meiner Wenigkeit hat beschäftigen müssen. Gern hätte ich ihr diese Mühe gespart. Uebrigens ist es für mich sehr schwer, zu erraten, durch welche Motive die „einflußreiche Seite“ sich hat leiten lassen können. Wenn nun damit die „einflußreiche Seite“ befriedigt ist, so habe auch ich keinen Grund, es nicht zu sein. Heute wie gestern habe ich keinen anderen Ehrgeiz, als meine Pflicht zu erfüllen. Die „einflußreiche Seite“ wird daran nichts ändern.“

Die „einflußreichen Seiten“ kamen endlich zur Einsicht. Am 4. März 1909 wurde Winterer vom Kaiser zum Staatsrat von Elsaß-Lothringen ernannt. Ein Leben, das ganz in Opfer und Arbeit aufging, fand so die höchste Weihe. Die Kirche hatte einen ihrer besten Söhne zum Prälaten erhoben, der Staat rief einen seiner besten Bürger in den Staatsrat. Eine starke Regierung braucht

nie Angst zu haben vor einem ehrlichen und loyalen Gegner. Winterer war zwar während seines ganzen Lebens Protestler, aber nicht, um sich leichtsinnig das Vergnügen zu erlauben, zu verneinen, wenn andere bejahten, sondern um stets der unerschrockene Verteidiger seines in seinen Rechten und Freiheiten bedrohten Heimatlandes zu sein. Nie hat er sich zu einer nutzlosen Aufwiegelung hinreißen lassen, die ja gegen den gesunden Menschenverstand, gegen das Recht und gegen die wohl verstandenen Interessen des Landes gewesen wäre. Auch konnte er nie dazu gebracht werden, sich einer Partei anzuschließen, weil er gar eifersüchtig seine Freiheit und Unabhängigkeit bewahren wollte. Allen Aufforderungen dieser Art hat er widerstanden, er ging hartnäckig seine Wege, was manche nicht verstehen konnten. Im Staatsrat ist er sich treu geblieben. Er machte sich ans Studium der Fragen und Gesetze, die dem Staatsrate unterbreitet wurden, mit den Schätzen seiner Erfahrung, mit Einsicht und Verständnis, mit seinem ritterlichen Charakter, und war nur darauf bedacht, sich als treuen Diener seines doppelten Vaterlandes, der Kirche und des Elsasses, zu erweisen. In Regierungskreisen hat man es leider zu spät verstanden, dies anzuerkennen. Winterer war ja schon 77 Jahre alt!

Das Alter verlangt seine Rechte selbst bei solidester Gesundheit; auch die Eiche des Waldes muß fallen und früh oder spät ruft der Herr seinen treuen Diener. Gott hatte Winterer eine Gesundheit verliehen, die keine Schwäche und Müdigkeit kannte, fast übermenschliche Kräfte und einen Körper, abgehärtet wie Eisen. Fast 50

Jahre lang mißbrauchte er diese Himmelsgabe, aber zu einem heiligen Zwecke. Seinen Körper hielt er in sklavischer Zucht und versagte seinem Geiste die notwendigen Zerstreuungen. Obwohl die Saite immer gespannt war, zerriß sie nicht; sie ertönte immer im gleichen Tone, gleich mächtig und prächtig. Jedermann war darüber erstaunt, nur Winterer nicht; es schien ihm ganz natürlich und selbstverständlich.

Die erste Warnung kam am 7. Oktober 1900. Winterer kam von Brunstatt heim, wo er feierlich den neuen Pfarrer in sein Amt eingeführt hatte. Ohne sich einen Augenblick abzuspannen, ging er ohne weiteres auf die Kanzel und hielt die französische Predigt. Kaum hatte er 10 Minuten gesprochen, da gingen ihm die Kräfte aus. Er mußte die Kanzel verlassen und ging ins Pfarrhaus, wo eine große Entkräftigung sich zeigte. Der Kämpfer fiel erschöpft und gebrochen; die Natur hatte ihre Rechte gefordert; mit Mühe erholte er sich davon wieder. Sein Herz war verwundet; er war gezwungen, in St. Peter bei den Schwestern der christlichen Liebe einige Wochen der Ruhe und Erholung zu suchen.

Beim Herannahen des Allerheiligentages überkommt ihn das Heimweh. In aller Eile verläßt er die fromme Stätte, „er konnte es nicht über sich bringen, nicht tätig teilzunehmen am Allerheiligentage, das ihm immer so lieb war und an dem Allerseelengottesdienst, der so voll des Schmerzes und Hoffnung ist.“

Er predigte zweimal an diesem Tage, morgens und nachmittags, er fiel in seinen alten Gewohnheitsfehler, den übergroßen Eifer. Dafür mußte er büßen. Er konnte



nicht nach Berlin gehen und sah sich genötigt, einen fünfwöchentlichen Urlaub zu nehmen.

Der erste warnende Ruf Gottes war an ihn ergangen in Mühlhausen, im Heiligtum, wo der ungestüme Arbeiter die Liebe zu Gott lehrte, die er selbst so sehr betätigte. Die zweite Warnung traf ihn in Straßburg im Kreise, wo er schon beinahe 30 Jahre die Sache der elsässischen Heimat vertrat. Am 26. April 1904 war er nach Straßburg zu einer wichtigen Kommissionsitzung gegangen. Dort lauerte auf ihn die Krankheit. Mitten in der Sitzung wurde er davon überrascht, und er hatte kaum noch Kräfte genug, um nach Allerheiligen zurückzukehren. Man war sehr beunruhigt, man konnte sich auf einen fatalen Ausgang gefaßt machen. Lange Wochen vergingen in Hangen und Bängen. Am 24. Mai konnte der Kranke Allerheiligen in Straßburg verlassen, um sich nach St. Richardis in Andlau zu begeben. Er hatte Vertrauen zu der Heiligen, deren Leben er so fromm beschrieben. In Andlau flehte man zur Heiligen in anbetacht ihrer Geduld, in anbetacht ihrer Milde, in anbetacht ihres demütigen Vertrauens inmitten der Flammen; man bittet um der heißen Gebete willen, die sie zur Gottesmutter sandte in der stillen Krypta. Die hl. Richardis blickte mit Wohlgefallen herab auf ihren lieben Schützling. Dieser kehrte am 23. Juni wieder in seine Pfarrei zurück, von der er 2 Monate lang zum größten Leidwesen fern gewesen war. Er hatte nicht der ersten hl. Kommunion vorstehen, und auch nicht das außerordentliche Jubiläum Pius' X. eröffnen und bei den Ergänzungswahlen mitwirken können. Körperliche

Leiden und Seelenschmerzen, nichts hatte im Leidensfelch gefehlt, den der allzeit gütige Gott ihm dargereicht hatte.

Der dritte Ruf war der letzte. Der Herr klopfte zweimal an in Mülhausen und in St. Peter und bat seinen Diener, ihm zu öffnen. Die Stunde war gekommen, ins Vaterhaus einzugehen und dort den verheißenen Lohn zu empfangen. Die Laufbahn war zu Ende, der Lebenslauf vollendet. Die erste hl. Kommunion im Jahre 1911, zu der infolge des Dekrets des Papstes Pius X. die Kinder in früherem Alter zugelassen wurden, rieb die letzten Kräfte eines Lebens auf, das schon am Erlöschen war. Winterer vertraute, wie gewöhnlich, allzusehr auf seine Kräfte. An niemand anders wollte er die Ehre und die Freude abtreten, den Kindern das Himmelsbrot darzureichen. Es war ohne Zweifel eine Unflugheit; vielleicht dachte er es selbst so; aber wieviele andere Unflugheiten hatte er schon straflos begangen! Die neue, glaubte er, sei ohne Zweifel noch nicht die letzte. Doch Gott urteilte anders darüber. Die Stunde, die dort oben zum Hingang eingeschrieben ist, nahte heran.

Ein großer Diener Gottes hatte vor seinem Tode Gott für sein Volk um die Gnade gebeten, daß es die Wissenschaft lerne und verstehe, gut zu sterben. Christus der Herr wollte auch seinem Diener die Zeit verleihen, es besser zu verstehen. Er gewährte ihm eine wohltuende Rast vor dem Hingang. Gegen alle Erwartung schien der kaum noch glimmende Docht wieder aufzuflackern und im neuen Lichte zu erstrahlen. Einige seiner Freunde glaubten gegen jede Hoffnung doch hoffen zu dürfen. Trotz seiner Schwäche wurde der Kranke nach St.

Peter gebracht, an die Stätte, wo er schon einmal wieder genesen war. Gott hatte auch diese Unflugheit zugelassen. Er nahm ihn von Mülhausen weg, um ihn in die Einsamkeit zu führen. Wie der Same, aus dem die Aehre sproßt, auf stillem Felde gedeiht, so keimt auch das Wort Gottes besser in stiller Zurückgezogenheit. St. Peter war der „hortus conclusus“, der geschlossene Garten, wo Gott die Frucht des Lebensbaumes zu pflücken beschlossen hatte.

Ganz allein mit Gott! Der Kranke war getrennt von seiner Kirche, von seinem Altar, von seinem Beichtstuhl, von seiner Kanzel und seinem Pfarrhaus. Ganz allein mit Gott, um seine Erleuchtung, seine Einsprechungen, und die Regungen des göttlichen Geistes in sich aufzunehmen. Die Himmelspforte, die niemand verschließen kann, öffnete sich vor ihm. Sie öffnete sich, weil er das Wort Gottes bewahrt, die Tugend geübt, was, wie der hl. Gregor sagt, das Unterpfand und die Sicherheit des ewigen Erbtheiles ist. Und je mehr das göttliche Licht mit wachsender Stärke sich über seine Seele ergoß, desto matter erglänzte das irdische Licht in seinen früher so lebhaften und durchdringenden Augen. Und als Christus zum letzten Male mit seinem Diener Ostern hielt, verband dieser, wie Johannes unter dem Kreuze, mit seinem letzten Blicke, noch seinen letzten Liebesseufzer.

Es war am 30. Oktober, zur Mittagsstunde, beim Abeläuten. Eine Stunde später knieten zwei seiner Amtsbrüder aus Mülhausen an seinem Sterbebette, und beteten mit schluchzender Stimme: Herr, gib ihm die

ewige Ruhe, die er so sehr verdient hat. Komm, Herr Jesus, komm!

Die Trauerkunde verbreitete sich bald in der Stadt und rief überall gleich großen Schmerz und Trauer hervor. Alle ehrten einstimmig das Andenken eines Mannes, der 40 Jahre seines Lebens in Mülhausen zugebracht hatte, nur bekümmert, das Wohl der Arbeiterklassen zu fördern, mit dem einzigen Ehrgeiz, dem Volke zu dienen, als Priester der Kirche Christi und als Bürger unseres teuren Elsaßlandes. Es war Vorabend von Allerheiligen und Allerseele. Diese beiden Feste hatte der Verstorbene von jeher mit besonderer Vorliebe gefeiert. Seine Seele war zu Gott zurückgekehrt, um sich mit den Chören der Engel und Heiligen zu vereinigen; seine sterblichen Ueberreste wurden nach Mülhausen gebracht und waren in einer jener Kapellen aufgebahrt, die eine so schöne Krone um den Hauptaltar bilden. Also gleich drängte sich aus allen Theilen der Stadt die Menge immer zahlreicher heran. Es sind das lebendige Kronen, viel lebendiger und duftender als die Blumen und Kronen, die auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen von seinem Grabe fern bleiben sollten.

Die Mitglieder des ehemaligen Landesausschusses hatten von Straßburg einen großen Kranz gesandt, als aufrichtigen Beweis der Trauer und Achtung gegenüber ihrem so allgemein geschätzten Kollegen. Nach den Begräbnißfeierlichkeiten wurde er in der Friedhofskapelle niedergelegt.

Mit den Tränen vereinigten sich heiße Gebete. Die Stimme des Volkes verkündete in seiner Sprache das

Lob seines Führers, und diese Stimme schien das Echo der Stimme Gottes zu sein. In dieses einmütige Konzert mischte sich kein Mißton. Selbst die Gegner lassen ihre politischen Leidenschaften verstummen. Der hervorragende Mann, der seinem Lande entrissen ward, trug auch keinen Haß gegen jemand; er entrüstete sich nur gegen den Irrtum, die Ungerechtigkeit und die Heuchelei.

Als daher am 3. November die Glocken von St. Stefan durch ihre Klagetöne dem allgemeinen Schmerze Ausdruck verliehen, sah man die Stadt und das Elsaß hinziehen zu der Kirche, die ihres Hirten beraubt war. Vor dem Pfarrhause sammelte sich eine ungeheure Menge; darunter sahen wir Vertreter des ganzen Landes; den Bischof Dr. Fritzen umgeben von zahlreichen Prälaten und Geistlichen, den Staatssekretär mit dem Bezirkspräsidenten von Colmar und dem Kreisdirector von Müllhausen, den Bürgermeister mit dem Gemeinderat, zahlreiche Abgeordnete, Tausende von Personen jeden Alters und jeden Ranges; und auf allen Gesichtern war dieselbe Trauer, dieselbe Theilnahme zu lesen.

Die Kirche konnte die Massen nicht fassen, die sich darin drängten. Als Generalvikar Jost, ehemaliger Vikar von St. Stefan, die Kanzel bestieg, entstand tiefe Stille. Jeder hält den Atem an, um aus so berechtigtem Munde das Lob des teuren Verstorbenen zu hören. Das Leben eines solchen Mannes zu schildern, das den Stempel großer Männer an sich trug, eine solche von Leben und Thätigkeit übersprudelnde Seele zu zeigen, den pochenden Schlägen eines Herzens zu lauschen, das nur für Gott geschlagen, in wenigen Linien einen

so energischen und unabhängigen Charakter zu zeichnen und schließlich noch nebenbei gewisse beängstigende Fragen der Politik zu streifen, das war eine zugleich heikle und schwierige Aufgabe.

Der Redner sagte, was er sagen mußte und sagen konnte. Die ungeheure Masse der Zuhörer ließ sichtlich die Vergangenheit auf sich einwirken und war voll Bewunderung für den Mann, mit dem Alt-Elsas ins Grab sank.

Die letzten Gebete verrichtete Bischof Dr. Kriken und empfahl dem lieben Gott einen seiner würdigsten Mitarbeiter. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung zu dem Friedhof in langen Reihen; auf den Straßen bildeten Tausende von Personen Spalier entblößten Hauptes, mit einem frommen Gebet auf den Lippen, in Schmerz gehüllt. Die Leidtragenden stellten sich alle rings um die Friedhofskapelle auf; sie wollen nach den letzten Gebeten noch ein letztes Wort der Erkenntlichkeit und Liebe hören. Und diese Menge ward getröstet. Zwei Elsässer drücken in Tönen edelster Heimatliebe unser Bedauern, unsern Schmerz und unsere Bewunderung aus. Bürgermeister Mug von Mülhausen spricht als Christ und Bürger. In erhabener Sprache zeichnet er in wenigen Worten die Eigenschaften und Tugenden des Pfarrers von St. Stefan, der einfach wie ein Spartaner, stolz wie ein Römer war, der eine riesige Arbeitskraft in den Dienst der Kirche, des Heimatlandes und des Nächsten stellte. Dem Manne, der sich nie Ruhe gönnt, wünscht er die ewige Ruhe, die Gott seinen treuen Dienern verheißt.

Dr. Ricklin, der Präsident des Landtages, Nachfolger Winterers im Reichstage, sprach im Namen des elsass-lothringischen Zentrums:

Herr Prälat Winterer hat zwar äußerlich nicht zu unserer Partei gehört und ist unserer Fraktion formell nicht beigetreten. Es wird aber niemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß er seinen ganzen politischen Grundsätzen nach zu uns gehörte oder noch richtiger gesagt, daß wir seine Politik zu der unserigen gemacht haben.

Wir haben deshalb ganz besonders Grund, den Tod dieses seltenen Mannes zu betrauern, denn mit ihm geht unser Bester von uns. Wir haben aber anderseits auch ganz besonders Grund, heute stolz zu sein, denn dieser große Sohn unseres Landes gehörte in seinem Leben zu uns. Es kann meine Absicht nicht sein, hier auch nur annähernd ein Bild des Politikers Winterer zu entwerfen oder seine vielen und großen Verdienste um unser geliebtes Elsaß-Lothringen aufzuzählen.

Dazu gehörte ein beredterer Mund als der meine und es müßte vor allem viel mehr Zeit zur Verfügung stehen, aber so viel darf, ja muß ich sagen: Der Name Winterer wird in der Geschichte Elsaß-Lothringens einen unauslöschlichen Ehrenplatz einnehmen, der Name Winterer wird neben den Namen Guerber und Simonis für alle Zeiten prangen, der Name Winterer wird vom elsass-lothringischen Volk immerdar in Dankbarkeit und Ehrfurcht genannt werden.

Guerber, Simonis, Winterer, das sind die Namen der drei Männer, welche zu einer Zeit, wo die Gefahr, elsass-lothringischer Reichstagsabgeordneter zu sein, größer war als die Ehre, unentwegt und unerschrocken für unsere Volksrechte eintraten und gegen die unserem Lande und seiner Bevölkerung zuteil gewordene Behandlung auf das energischste protestierten.

An diesen drei mutigen Männern richtete sich das elsass-lothringische Volk aus seiner Mutlosigkeit wieder auf und besann sich wieder auf sich selbst.

Die mächtige Bewegung, welche in der Reihe von Jahren das nach Freiheit und Gewährung seiner Rechte lechzende

elsaß-lothringische Volk durchlebte, ist in letzter Linie auf Guerber, Simonis und Winterer zurückzuführen.

Als letzter dieses glänzenden Dreigestirns ist Herr Pfarrer Winterer ins Grab gesunken; in den Silen ist er gefallen, bis zum letzten Atemzug tätig für sein geliebtes Elsaß-Lothringen.

In *serviendo patriae consumor* konnte er wie keiner von sich sagen, und er wird uns allen ein hehres Beispiel patriotischer Pflichterfüllung sein. Ich speziell, dem er im Jahre 1903 einen Teil der ihm zu schwer gewordenen Bürde abgab, indem er mich zu seinem Nachfolger im Reichstagsmandat für Altkirch-Thann bestimmte, fühle es besser wie jeder, wie schwer es ist, die Ehre eines solchen Mannes wenn auch nur teilweise zu übernehmen, und ich kann dem teuern Toten nur das Versprechen abgeben, daß ich alle meine Kräfte einsetzen werde, um die Fahne, welche er mir anvertraute, fleckenlos und unbesiegt hoch zu halten.

Die elsass-lothringische Zentrumspartei aber legt hier an diesem offenen Grabe unseres Winterers das Gelübde ab, daß sie unentwegt in seinen Fußstapfen wandeln wird, daß sie ihre Politik auch in Zukunft von seinem Geiste beseelt lassen wird, daß sie nicht ruhen noch rasten wird, bis sie das Ziel erreicht hat, nach welchem er zeitlebens gestrebt hat, nämlich die staatsrechtliche Gleichstellung unseres Elsaß-Lothringens.

Denn dadurch glauben wir am besten die große Dankeschuld abzutragen, welche unsere Partei und das ganze elsass-lothringische Volk dem unvergeßlichen Pfarrer Winterer gegenüber hat. Er selbst ruhe nun in Frieden! —

Besser konnte man sich nicht ausdrücken. Man hatte erwartet, daß noch andere sprechen würden. Doch das Elsaß allein hat gesprochen. Es wollte noch einmal dem, der ein so großer Elsässer war, wiederholen, wieviel Leid und Trauer sein Hinscheiden in unserer Seele erweckte. Die Menge zog sich langsam zurück. Es war ein Tag unvergeßlichen Andenkens.



Er ruht nun in der Krypta der Kapelle, die er so sehr geliebt hat, unter der Kuppel, wo auf seine Anregung hin eine Künstlerhand die Geheimnisse des Jenseits gemalt hat. Sein auf einer Marmorplatte eingegrabener Name wird beständig uns an seine dreifache Liebe erinnern, die Liebe zur Kirche, zur Heimat und den Seelen. Wie er, werden auch wir es verstehen, die Seelen zu lieben, der Kirche zu dienen und das Heimatland zu verteidigen. So wird er unter uns fortleben, in jener Gemeinschaft der Heiligen, wo die Herzen sich wieder treffen zu vereintem Streben und zu vereinter Liebe.

